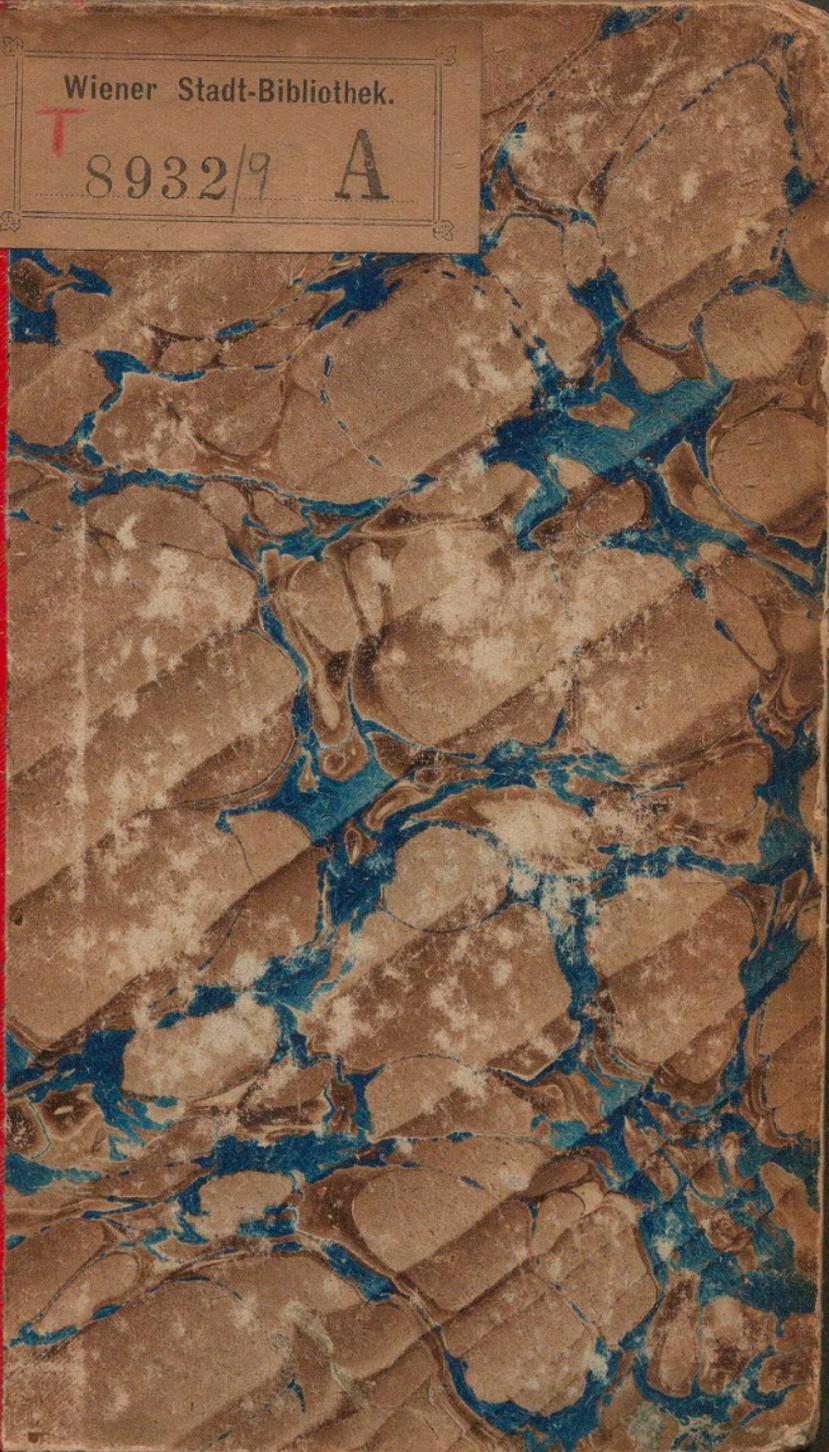


Wiener Stadt-Bibliothek.

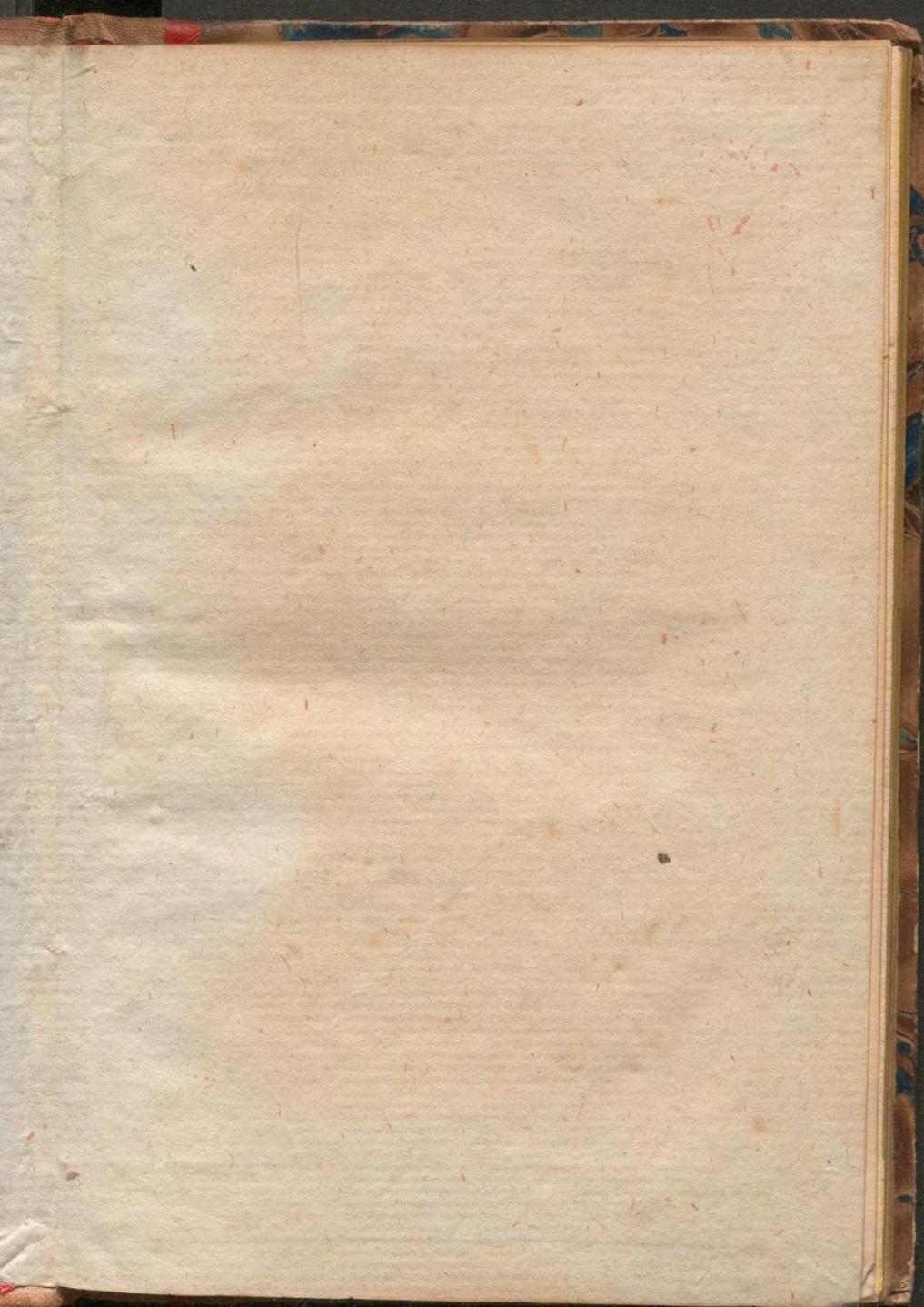
T
8932/9 A

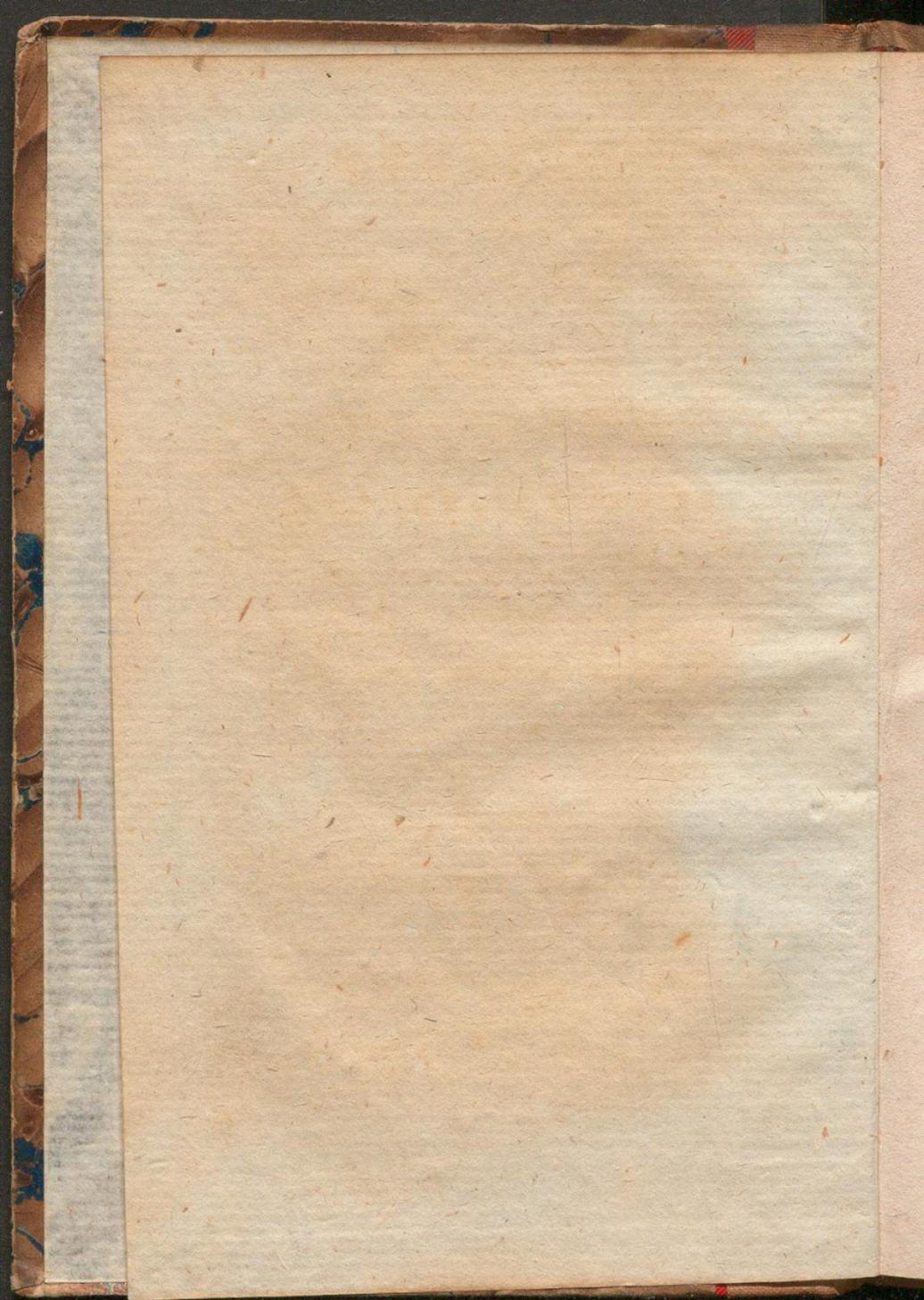


61.

~~751~~

3689





Handbuch der





Schradler del.

Das bessere Land!

Lehrreiche
Kleine Erzählungen

für

Kinder.

Ein

Lesebüchlein für Volksschulen.

Von

Christoph Schmid.

Mit einem Kupfer.

Zweytes Bändchen.

Dritte Auflage.



W i e n.

Anton Maußberger's Druck und Verlag

Blatt 10

1848

Vertrag für...



...

Vorerinnerung.

Wie das erste Hundert der lehrreichen kleinen Erzählungen für Kinder dem Inhalte nach größten Theils dem Alterthume angehört, so enthält dieses zweyte Hundert größten Theils neue Erzählungen, die noch nirgends gedruckt sind.

Diese neuen Erzählungen sind theils Begebenheiten aus dem wirklichen Leben, theils Gleichnisse, denen man bloß die Form der Erzählung gegeben hat.

Wie das erste Hundert, so hat auch dieses zweyte Hundert die Absicht, den Kindern allgemeine Lehren in einzelnen Beyspielen anschaulich zu machen, ihnen kindliche Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit, Vertrauen und Gehorsam gegen Gott, Freude am Guten, Absehen vor dem Bösen, Trost im Leiden einzu-

flößen, und ihnen auch für ihr künftiges Fortkommen in der Welt nützliche Winke zu geben.

Zwar würden kurze Erzählungen aus der Kirchengeschichte allerdings einen größern Werth haben; allein der Verfasser wollte keine derselben in diese Sammlung aufnehmen — weil er den Wunsch nährt, die herrlichen Züge aus dem Leben wahrer Christen, oder mit einem andern Worte, heiliger Menschen (wenn Gott Gesundheit, Leben und seine allvermögende Gnade dazu gibt), in einer besondern Schrift darzustellen.

1. Das bethende Kind.

Theresia, eine arme Witwe, sprach eines Morgens zu ihren fünf unerzogenen Kindern: Meine lieben Kinder, ich kann Euch diesen Morgen nichts zu essen geben! Ich habe kein Brot, kein Mehl, kein einziges Ey mehr im Hause. Ich habe immer so viele Arbeit mit Euch, daß ich fast nichts verdienen kann. Bittet doch den lieben Gott, daß er uns helfe; denn er ist reich und mächtig, und sagt ja selbst: Rufft mich an in der Noth und ich werde Euch erretten.«

Der kleine Christian, der kaum sechs Jahre alt war, machte sich nüchtern und sehr betrübt auf den Weg in die Schule. Er kam an der offenen Kirchenthür vorbey, ging hinein und kniete vor dem Altare nieder. Da er Niemanden in der Kirche sah, so bethete er mit lauter Stimme: »Lieber Vater im Himmel! Wir Kinder haben nichts mehr zu essen. Unsere Mutter hat kein Brot und kein Mehl mehr, nicht einmahl ein Ey. Gib uns doch etwas zu essen, damit wir sammt unserer lieben Mutter nicht verhungern müssen. Ach ja, hilf uns! Du bist ja reich und mächtig, und kannst uns leicht helfen. Du hast es uns ja versprochen; nun so halte auch Dein Wort.«

So bethete Christian in seiner kindlichen Einfachheit, und ging dann in die Schule. Als er nach Hause kam, erblickte er auf dem Tische einen großen Laib Brot, eine Schüssel voll Mehl, und ein Körblein voll Eyer. »Nun, Gott sey Dank,« rief

er freudig: »Gott hat mein Gebeth erhört. Mutter, hat ein Engelein dieses alles beyhm Fenster herein gebracht?«

»Nein,« sagte die Mutter, »aber Gott hat Dein Gebeth dennoch erhört. Als Du am Altare bethetest, knieete die Frau Amtmänninn in ihrem vergitterten Kirchenstuhl. Du konntest sie nicht sehen, aber sie hat Dich gesehen und Dein Gebeth gehört. Deshalb hat sie uns dieses alles geschickt; sie war der Engel, durch den Gott uns geholt hat. Nun, Kinder, so danket denn alle Gott, seydt fröhlich — und vergesst in Eurem Leben nicht den schönen Spruch:

Vertrau auf Gott und laß ihn walten,
Er wird Dich wunderbar erhalten.

2. Das junge Apfelbäumchen.

Gottfried und Christine waren immer darauf bedacht, ihren Aeltern Freude zu machen. Einst halfen sie ihnen in dem Garten arbeiten. Da sagte der Vater: »Hier in der Ecke sollte noch ein Baum stehen. Ich muß doch machen, daß ich einen bekomme.«

Da nun der Geburtstag des Vaters nahe war, so kauften die guten Kinder heimlich ein schönes junges Apfelstämmchen, und schlichen sich damit am Vorabende des erfreulichen Tages in den Garten, es einzusetzen.

»Wie wird sich der Vater freuen,« sagten sie zu einander, »wenn er morgen in den Garten kommt, und das schöne Apfelbäumchen erblickt!«

Christine hielt das Bäumlein, und Gottfried grub mit der Schaufel die Erde auf. Da krachte und klingelte, blinkte und schimmerte es auf einmahl in dem Boden. Gottfried hatte mit der Schaufel einen irdenen Topf zerstoßen, in dem mehrere Goldstücke

und eine Menge Silbermünzen vergraben waren, und nun im hellen Mondlichte glänzten.

»Ein Schatz! Ein Schatz!« riefen die Kinder voll Freude, sprangen eilig den Aeltern zu, und verkündeten ihnen den glücklichen Fund.

Der Vater sprach: »Gott hat Eure Liebe zu Euren Aeltern belohnt, meine lieben Kinder! Denn immer belohnt er die kindliche Liebe, wenn gleich nicht immer auf eine so seltene Art. Bleibt auch ferner so gute Kinder, und Gott wird Euch noch bessere Schätze geben, als Gold und Silber.«

Dem Kinde, das die Aeltern ehrt,
Wird Glück und Heil von Gott besichert.

3. Der große Birnbaum.

Der alte Robert saß im Schatten des großen Birnbaumes vor seinem Hause, seine Enkel aßen von den Birnen, und konnten die süßen Früchte nicht genug loben.

Da sagte der Großvater: »Ich muß Euch doch erzählen, wie der Baum hierher kam. Vor mehr als fünfzig Jahren stand ich einmahl hier, wo damahls ein leerer Raum war, und wo jetzt der Baum steht, und klagte dem reichen Nachbar meine Armuth. Ach, sagte ich, ich wollte gern zufrieden seyn, wenn ich mein Vermögen nur auf hundert Thaler bringen könnte.«

Der Nachbar, der ein kluger Mann war, sprach: »Das kannst Du leicht, wenn du es darnach angehest. Sieh, sogleich auf dem Plätzchen, wo Du stehst, stecken mehr als hundert Thaler in dem Boden. Mache nur, daß Du sie heraus bringest.«

»Ich war damahl noch ein unverständiger junger Mensch, und grub in der folgenden Nacht ein

großes Loch in den Boden, fand aber zu meinem Verdruße keinen einzigen Thaler.

Als der Nachbar am Morgen das Loch sah, lachte er, daß er sich beyde Seiten hielt und sagte: »Du einfältiger Mensch, so war es nicht gemeint. Ich will Dir aber einen jungen Birnstamm schenken; den setze in das Loch, das Du gemacht hast, und nach einigen Jahren werden die Thaler schon zum Vorschein kommen.«

Ich setzte den jungen Stamm ein; er wuchs und wurde der große herrliche Baum, den Ihr hier vor Augen seht. Die köstlichen Früchte, die er die vielen Jahre her getragen hat, brachten mir schon weit mehr als hundert Thaler ein, und überdieß ist er noch immer ein Capital, das reichliche Zinsen trägt. Ich habe deßhalb das Leisprüchlein des klugen Nachbarn nicht vergessen; merkt es Euch auch:

»Ein sich'rer Reichthum ist Verstand
Und eine arbeitsame Hand.«

4. Die Erdbeeren.

1.

Ein alter Soldat mit einem Stelzfuße kam in ein Dorf und wurde plötzlich krank. Er konnte nicht mehr weiter reisen, mußte in einer Scheuer auf Stroh liegen, und es ging ihm sehr hart. Die kleine Agathe, die Tochter eines armen Korbmachers, hatte mit dem kranken Manne das herzlichste Mitleid. Sie besuchte ihn alle Tage, und schenkte ihm jedes Mahl einen Sechser.

Eines Abends sprach aber der ehrliche Krieger sehr bekümmert: »Liebes Kind! wie ich heute vernahm, sind Deine Aeltern arm. Sag mir doch redlich, woher nimmst Du so viel Geld? Denn ich

wollte lieber verhungern, als nur einen Kreuzer annehmen, den ich nicht mit gutem Gewissen haben könnte.«

»D,« sagte Agathe, »send außer Sorgen! Das Geld ist rechtmäßig erworben. Ich gehe in den nächsten Marktflecken zur Schule. Auf dem Wege dahin kommt man durch ein Wäldchen, wo es viele Erdbeeren gibt. Da pflücke ich nun jedes Mahl ein Körblein davon, verkaufe sie in dem Flecken, und bekomme dafür alle Mahl sechs Kreuzer. Meine Aeltern wissen das wohl; sie haben aber nichts dagegen. Sie sagen öfter, es gibt noch viel ärmere Leute, als wir sind, und da müssen wir ihnen so viel Gutes thun, als es unsere Umstände nur immer erlauben.«

Dem alten Krieger standen die hellen Zähren in den Augen und tröpfelten auf seinen Schnurbart herab. »Gutes Kind,« sprach er, »Gott wolle Dich und Deine Aeltern für diese menschenfreundlichen Gesinnungen segnen. Ich aber erfahre nun die Wahrheit:

»Fehlt es nur nicht an gutem Willen,
So kann man vielen Jammer stillen.«

2.

Nach einiger Zeit reisete ein vornehmer Offizier, der mehrere Ordenszeichen trug, durch das Dorf. Er hielt mit seinem prächtigen Wagen vor dem Wirthshause an, um die Pferde füttern zu lassen, hörte von dem kranken Soldaten und besuchte ihn.

Der alte Soldat erzählte ihm sogleich von seiner Wohlthäterinn. »Was,« rief der Offizier, »ein armes Kind hat so viel für Dich gethan! Nun da darf ich, Dein alter General, unter dem Du ehemahls gedient hast, nicht weniger thun. Ich werde sogleich Anstalten machen, daß man Dich im Wirthshause auf's Beste verpflege.«

Er that es, und ging hierauf in die Hütte der

kleinen Agathe. »Gutes Kind,« sprach er gerührt, »Deine Wohlthätigkeit hat mir das Herz warm und die Augen naß gemacht. Du hast dem alten Kriegsmanne ein Duzend Sechskreuzerstücke geschenkt; hier hast Du dafür eben so viele Goldstücke.« Die erstaunten Aeltern sagten: »Ach, das ist alles zu viel!« Allein der General sprach: »Nein, nein! Es ist dieses nur ein armseliger Lohn; den bessern hat das gute Kind im Himmel zu erwarten.«

Barmherzigkeit und Wohlthun werden
Belohnt im Himmel und auf Erden.

5. Die Kirschen.

Fräulein Sabine hatte ein eigenes, sehr niedliches Zimmer; allein es sah darin sehr unfreundlich aus. Denn sie räumte es nicht auf, und alle Ermahnungen ihrer Mutter, das Zimmer besser in Ordnung zu halten, waren vergebens.

An einem Sonntage Nachmittags war das Fräulein eben mit Ankleiden fertig geworden und wollte ausgehen. Da brachte ihr die Tochter des Nachbarn ein Körblein voll großer, schwarzer Kirschen. Weil Tisch und Fenstersimse voll Kleidungsstücke und anderer Sachen lagen, stellte Sabine das Körblein einstweilen auf den mit blauem Seidenzeug überzogenen Sessel, und ging hierauf mit ihrer Mutter auf ein benachbartes Dorf spazieren.

Als Fräulein Sabine am dunkeln Abende müde auf ihr Zimmer kam, und sich sogleich niedersetzte, that sie vor Schrecken einen lauten Schrey; denn sie hatte sich gerade mitten in das hoch aufgehäuften Körblein voll Kirschen gesetzt.

Die Mutter kam auf den Schrey eilends mit einem Lichte in das Zimmer. Aber was mußte sie sehen! Die Kirschen waren alle zerdrückt, der Kirschen-

saft floß von allen Seiten über den Sessel herab, und Sabinens neues Kleid von weißem Laffet war so übel zugerichtet, daß sie es gar nicht mehr anziehen konnte.

Die Mutter gab ihr einen scharfen Verweis und sagte unter anderm: »Da siehst Du nun, wie nöthig es ist, aufzuräumen und jeder Sache einen schicklichen Pl. z anzuweisen. Du bist für Deinen Ungehorsam und Dein unordentliches Wesen arg bestraft. Merke Dir doch einmahl das Sprüchlein:

Auf Ordnung halt' in allen Dingen,
Unordnung kann nur Schaden bringen.

6. Die Pflaumen.

Die Frau von Halden besuchte einmahl den Großvater in seinem schönen Garten. Der Großvater brachte auf einem Nebblatte vier Pflaumen, die gelb wie Gold und so groß wie Eyer waren. Er bedauerte, daß noch nicht mehrere reif seyen. »Ihr mögt indess selbst zusehen,« sprach er im Scherze, »wie Ihr vier Pflaumen unter fünf Personen austheilt, daß es gerade ausgehe.«

»O das will ich,« sagte Lotte, die älteste Tochter; »nur bitte ich mir aus, daß ich gleich- und ungleich-genannte Zahlen ein wenig unter einander mengen dürfe.«

Sie nahm die 4 Pflaumen und sprach: »Wir 2 Schwestern und 1 Pflaume machen zusammen 3; meine 2 Brüder und 1 Pflaume machen in allem auch 3; diese 2 Pflaumen und 1 Mutter sind zusammen abermahl 3. So geht alles gerade ohne Bruch auf.«

Lottens Geschwister waren mit dieser Theilung sehr zufrieden; die erfreute Mutter bestand darauf, jedes der Kinder soll eine Pflaume bekommen; der

Großvater aber brachte Lotten noch überdieß den schönsten Blumenstrauß. »Denn,« sagte er, »Lottens sinnreiche Rechnung machte ihrem Wize sehr viel — ihrem kindlichen Herzen aber noch mehr Ehre.«

Verstand und Wize gefallen sehr,
Ein edles Herz unendlich mehr.

7. Die Weintrauben.

Wilhelmine kam an einem schönen Tage zu Anfang des Herbstes von einem Spaziergange zurück; da stand auf ihrem Arbeitstischlein ein Körbchen voll Weintrauben, die theils dunkelblau, theils lichtgelb, wie durchsichtiges Gold, aus grünem Nebelaube hervor blickten.

»Woher kommen doch,« rief sie entzückt, »schon so früh im Herbst diese herrlichen Trauben, und wem gehören sie.«

»Sie gehören Dir,« sprach die Mutter. »Caroline, Deine Freundin im Weinlande, hat sie Dir geschickt. Sie sind von den ersten Trauben, die dort reif werden.«

»O, wie gütig ist meine Freundin!« sprach Wilhelmine. »Wie freu' ich mich, daß Sie so liebreich an mich denkt! Sogleich will ich an Sie schreiben und Ihr danken! Wenn ich nur wüßte, wie ich Ihr auch eine Freude machen könnte; ich würde es von Herzen gern thun.«

»Die Mutter sprach: »Es freut mich, daß Du gegen Caroline so dankbar bist. Allein Eines betrübt mich doch in diesem Augenblicke. Sieh, wir haben seit dem Tage, da Du die ersten Erdbeeren pflücktest, bis auf diese Stunde, da Du diese Trauben erhieltest, eine Menge köstlicher Früchte von unsern

Bäumen geyflücht, ich bemerkte aber nie, daß Du dem lieben Gott so lebhaft gedankt hättest. Und ist denn nicht jede Baumsfrucht ein Geschenk seiner Güte? Sollten wir nicht seine Freundlichkeit daran erkennen? Sollten wir nicht trachten, Ihm, der uns so viele Freude macht, auch Freude zu machen? O, danke doch künftig Gott herzlich für seine Gaben!

Ihm, der mit seinen Gaben uns erfreut,
Weih' stets ein Herz voll Dankbarkeit.

8. Die Kastanien.

Kilian war ein sehr naschhafter Knabe; wo er nur einen Kreuzer bekam, vernaschte er ihn. Eines Tages sah er auf dem Obstmarke sehr schöne Kastanien. Er kannte sie nicht und fragte die Obsthändlerinn, »ob die bräunen Dinger gut zum Essen wären?«

»Die Kastanien da?« sagte sie, »das denke ich! Kaufe er ein Mahl davon, junger Herr! Sie schmecken vortrefflich, besonders wenn man sie in heißer Asche bratet.«

Kilian hatte sein Geld schon für anderes Obst ausgegeben. Indessen nahm er heimlich ein Paar Hände voll Kastanien und steckte sie in die Tasche.

Als er nach Hause kam, schlich er in die Küche, und da eben niemand darin war, so legte er die Kastanien in die heiße Asche. Sie fingen bald an, von der Hitze zu pfeifen. Das freute ihn, und er legte noch einige glühende Kohlen auf die Asche und blies mit vollen Backen darein.

Plötzlich zersprang eine Kastanie mit großem Knalle, und Asche und Kohlen fuhren ihm mit solcher Gewalt in das Gesicht, daß er nicht mehr sah,

wie blind umherlappete, und laut weinte und jammerte.

Auf den Knall und das Jammergeschrey liefen alle Leute in die Küche und sein Diebstahl kam nun an den Tag. Der kleine Dieb mußte viele Schmerzen ausstehen, bis seine Augen wieder geheilt waren. Er bereuete es mit heißen Thränen, so schlecht gehandelt zu haben und sagte öfter:

»Das Naschen führt zur Dieberey,
Bringt Schande, Schmerz und bitt're Neu.«

9. Der Apfel.

1.

Die kleine Albertine hatte ihren fünften Geburtstag erlebt; ihr Taufpathe besuchte sie nach Tische und schenkte ihr ein seltenes Goldstück.

Während ihn nun die Aeltern mit Wein und Kuchen bewirtheten, und über allerley Angelegenheiten mit ihm redeten, gerieth das Kind mit dem Goldstücke vor die Hausthür.

Da ging eben ein Weib mit einem Korbe voll Obst vorbei. »Sieh,« sagte Albertinchen, »ich habe ein schönes Geld!« »Sieh,« sagte das Weib, »mein Apfel da ist doch noch viel schöner. Ich gebe ihn Dir aber doch für Dein Geld, weil Du so artig und mir so lieb bist.«

Das Kind gab das Goldstück freudig hin und griff mit beyden Händen nach dem Apfel. Hierauf sprang es in die Stube und rief: »Da seht ein Mahl, was ich für meinen gelben Kreuzer für einen schönen rothen Apfel eingekauft habe!«

Das Weib war eilends entlaufen und nirgends mehr zu finden. Die Aeltern jammerten und zankten mit dem Kinde. Der Taufpathe aber sagte:

»Ach, wie viele Menschen handeln eben so thöricht,
wie dieses Kind!«

Wie Manchem ist sein ewig Heil
Für schlechte Erdengüter feil!

2.

Der Kaufpathe, der ein vermöglicher Handelsmann war, ging nun wieder nach Hause. Abends kam ein Weib mit einem leeren Korbe in seinen Laden. Sie kaufte Kaffee und Zucker, und gab ihm ein Goldstück, es zu wechseln.

Er aber sagte: »Ey, ey! Wie kommst Du zu dem Goldstücke, desgleichen weit und breit keines mehr zu finden ist? Ich kenne dieses Gold sehr gut und deshalb — auch Dich. Warte, ich will Dir lehren, den Kindern Nessel für Goldstücke zu verkaufen!«

Er ließ sie nicht mehr zum Laden hinaus, und schickte seinen Ladendiener zum Stadtrichter. Sogleich kamen zwey Gerichtsdiener und nahmen die Betriegerinn gefangen. Am andern Tage stellte man sie auf den Pranger, und hängte ihr eine Tafel an den Hals, auf der geschrieben stand:

»Es folget Strafe, Schimpf und Schmach
Dem Diebe auf dem Fuße nach.«

10. Die goldenen Nüsse.

Am heiligen Weihnachtsabende standen einige Kinder vor dem Weihnachtsbaume, dessen grüne Zweige mit schimmernden Lichtern und allerley bunten Sachen heraus gepußt waren. Dem kleinen Peter stachen besonders die vergoldeten Nüsse in die Augen, und er wollte sie haben.

Die Mutter sagte: »Diese Nüsse zieren den

Baum gar schön; wir wollen sie deßhalb hängen lassen. Sieh, da hast Du andere Nüsse!« Allein Peter rief heulend: »Ich mag keine braunen Nüsse; ich will goldene Nüsse. O, die müssen süße Kerne haben!«

Die Mutter dachte, man könne gar oft eigensinnige Kinder nicht besser bestrafen, als wenn man ihren Willen thue. Sie gab ihm daher die vergoldeten Nüsse und theilte die braunen unter die übrigen Kinder aus.

Peter war sehr erfreut, und klopfte die schönen Nüsse begierig auf. Allein zu seinem großen Verdruße waren alle hohl, und seine Geschwister lachten ihn aus.

Der Vater aber sprach: »Diese Nüsse waren nur zum Anschauen, nicht zum Essen bestimmt. Ich leimte daher bloß Nußschalen zusammen, und überzog sie mit ein wenig falschem Golde. Uebrigens gleichen viele Dinge in der Welt diesen Nüssen, die außen Gold und innen hohl sind. Merkt Euch daher die gute Lehre:

»Kind, traue nie dem äußern Schein,
Sonst wirst Du leicht betrogen seyn.«

11. Die Nußschale.

Der alte Graf von Nordstern hielt mit großem Eifer auf Wahrheit und Recht. Einige böse Menschen wurden deßhalb über ihn so aufgebracht, daß sie zusammen schwuren, ihn zu ermorden. Wirklich bestellten sie auch einen Meuchelmörder, der ihn in der nächsten Nacht ermorden sollte.

Der edle Graf ahnete nicht, was ihm bevorstand. Am Abende besuchten ihn noch seine Enkel, die sehr liebenswürdige Kinder waren. Er war in ihrer Mitte sehr fröhlich und vergnügt, und bewir-

thete sie mit Äpfeln, Birnen, Trauben und Nüssen. Nachdem sie fort waren, begab er sich zur Ruhe, empfahl sich in den Schutz Gottes, und schlief unbesorgt ein.

Allein um Mitternacht trat der Mörder, der sich heimlich in den Pallast eingeschlichen hatte, leise in das Zimmer. Der gute Graf schlief; ein kleines Nachtlicht brannte hinter einem grünen Schirme; der Mörder erhob in seiner rechten Hand den Dolch von scharf geschliffenem Stahl und näherte sich dem Bette.

Allein plötzlich krachte es in dem Zimmer so laut und mächtig, daß der Graf erwachte. Er fuhr auf, sah den Mörder, nahm von der Wand neben seinem Bette eine Pistole, und zielte auf ihn. Der Bösewicht erschrak, ließ den Dolch fallen, und bath um Gnade. Er mußte sich gefangen geben, und seine Mitschuldigen entdecken.

Der Graf sah nach, woher das heftige Krachen entstanden war. Und sieh, eines der Kinder hatte von Ungefähr eine Nußschale auf den Boden fallen lassen, und der Mörder war darauf getreten. »Guter Gott,« rief der Graf, »so hat denn unter Deiner Leitung eine Nußschale mir das Leben gerettet, eine Verschwörung vereitelt, und die Uebelthäter dem Schwerte der Gerechtigkeit ausgeliefert.

Es ist ein Gott, der über gute Menschen wacht,
Und böse Anschläg' leicht zu nichten macht.

12. Das Rosenstöckchen.

Amalie hatte in einem Blumentopf ein Rosenstöcklein gezogen, das schon zu Anfang des Frühlings die schönsten rothen Knospen trug. Denn an jedem lieblichen Tage stellte sie es vor das Fenster,

und jeden Abend, oder wenn rauhe Lüfte weheten, nahm sie es sorgfältig wieder herein.

Nur eines Abends hielt sie es nicht für nöthig, weil die Luft draußen ziemlich mild und lau war. Allein des Morgens darauf war das schöne, blühende Rosenstöcklein von dem Reife ganz versengt. Analie betrachtete es jammernd und sagte weinend: »So hat denn eine einzige Unvorsichtigkeit alle meine vorige Sorgfalt vereitelt!«

Die Mutter aber sprach: »Der kleine Unfall, der für Dich so traurig ist, kann Dir zum großen Segen werden! Lerne da: was der Reif der Rosenblüthe ist, das ist der Unschuld die Verführung. Und um die Unschuld zu bewahren, ist eine unausgesetzte Sorgfalt und beständige Aufmerksamkeit nothwendig.«

Die Rose sey das Bild der Unschuld Dir —
Ein rauher Hauch zerstöret ihre Zier.

13. Die Rose.

Die kleine Philippine trat Morgens an einem Sonntage festlich gekleidet aus der Hausthür. »Ey wie schön und hold, wie frisch und roth!« sagte ein fremder Mann, der eben mit dem Nachbar redete. Philippine neigte sich höflich gegen ihn, und dankte ihm für den Lobspruch. Beyde Männer fingen an zu lachen. Der Nachbar aber sprach: »Dich hat er nicht gemeint, Du eitles bleiches Ding; sondern die schöne Rose, die Du vor die Brust gesteckt hast. Diese Rose ist die erste, die wir in diesem Jahre sehen.«

Wie oft betriegt die Gitle sich,
Und macht dadurch sich lächerlich!

14. Die Lilie.

Mitten in Louisens freundlichem Blumengärtchen stand auf einem runden, grün eingefassten Beetchen eine unvergleichlich schöne weiße Lilie in voller Blüthe. Die holde Louise, selbst noch nicht viel höher als ein Lilienstängel, betrachtete jeden Morgen die schöne Blume, wie sie im röhlichen Morgenstrahle von Thau funkelte, und blickte dann mit Entzücken und voll Dankes zu demjenigen auf, der Sonne, Thau und Blumen geschaffen hat. Louisens Aeltern freuten sich der reinen, frommen Freuden ihrer Tochter, und sagten sich leise: »Sie selbst ist eine schuldlöse schön aufblühende Lilie!«

Allein, ehe ein Jahr verging, starb Louise, und als nun die Lilie wieder blühte, gedachte die Mutter ihrer verbliebenen Louise, und vergoß heisse Thränen. Da sprach der Vater: »Als diese schöne Lilie hier noch eine junge Pflanze war und in einem Winkel des Gartens aufsproßte, hob ich sie aus der Erde, und unsere Louise ward darüber betrübt, und sagte: »Es sey Schade um das schöne Gewächs.« Da aber die Lilie an eine bessere Stelle verpflanzt, die Zierde dieses Gärtchens ward, freute sich Louise und dankte mir, daß ich die Blume versetzt hatte. Darum weine nicht, liebe Mutter,, sondern freue Dich vielmehr. Unsere Louise, die an Unschuld und Schönheit dieser Lilie gleich, blüht ja nun, dieser Erde entnommen, im Paradiese.

Sie ward von Gottes Hand
Versetzt in's bess're Land.

15. Die Nelke.

Ein Gärtner hatte in seinem Garten eine prächtige Nelke gezogen, deren zarte Farben und herrlichen Wohlgeruch Jedermann bewunderte.

Da kamen nun einmahl ein vornehmer Herr und seine Gemahlinn in den Garten und betrachteten die Blume.

Allein der Herr sagte: »Die Farben der Nelke sind ganz und gar nichts Besonderes; der Geruch ist übrigens sehr gewürzhast und überaus angenehm.«

Die Frau aber rief: »Nein, nicht so! Es ist gerade umgekehrt. Die Farben der Blume sind ganz unvergleichlich schön; allein leider hat sie ganz und gar keinen Geruch.«

Der Gärtner konnte diese seltsamen Urtheile nicht begreifen, bis er endlich merkte, daß der Herr nicht recht wohl sah, und die Frau eben den Schnupfen hatte.

Da sagte der Gärtner bey sich selbst: »Wie es meiner schönen, wohlriechenden Nelke ging, so geht es oft den edelsten, ja heiligsten Dingen. Mancher Mensch tadelt dieselben, weil sein Gesicht zu schwach oder seine Nase nicht fein genug ist, ihre Vollkommenheiten wahrzunehmen.«

Kann Dich das Beste nicht vergnügen,
So muß an Dir der Fehler liegen.

16. Die Mayblümchen.

Die kleine Rosine, die Tochter eines armen Tagelöhners, war krank. Louise, die Tochter des Amtmanns, brachte ihr, weil das kranke Kind

sonst nichts genießen konnte, täglich ein Schüsselchen voll Suppe.

Als Rosine wieder gesund war, sagte sie: »Das liebe Fräulein hat mir in meiner Krankheit viel Gutes gethan. Sie selbst nahm sich immer die Mühe, mir die Suppe zu bringen. Wenn ich ihr nur auch eine kleine Freude machen könnte!«

Indessen hörte sie, daß Louise die Mayblümchen ungemein gern habe. Sie ging daher vom ersten May an fast täglich in den Wald, um für Louisen das erste Sträußchen von den lieblichen Blümchen zu pflücken. Nach langem Suchen erblickte sie endlich tief im Walde, im Schatten einer alten Eiche, mehrere Mayblümchen.

Wie sie nun die Blümchen voll Freude abpflückte, da hörte sie im nahen Dickigt zwey Räuber mit einander reden.

»Du,« sagte der Eine, »jegt können wir uns an dem Amtmanne rächen, der meinen Bruder in das Zuchthaus gebracht hat. Sieh, da hab ich den Schlüssel zu der Thür des Amtshauses, den die dumme Magd an der Hausthüre stecken ließ.« »Gut,« sprach der Andere, »wir wollen heute Nacht den Amtmann mit Weib und Kind ermorden, und dann die volle Amtscasse ausleeren.«

Rosine schlich sich mit ihren Mayblümchen erschrocken davon, brachte sie Louisen, und erzählte, was die Räuber gesagt hatten. Der Amtmann bestellte heimlich einige bewaffnete Männer und wachte mit ihnen in dem Hausgange. Am Mitternacht kamen die Räuber wirklich zur Thür herein, wurden gefangen und in der Folge für ihre bösen Thaten bestraft.

Der Amtmann aber sagte zu seiner Tochter: »Liebe Louise, Deine Wohlthätigkeit hat über unser Haus einen großen Segen gebracht. Du hast die

arme Rosine mit ein wenig Suppe gespeiset, sie aber hat uns allen das Leben gerettet.«

Theil mit dem Hungrigen Dein Stücklein Brot,
Er rettet Dich vielleicht aus größ'rer Noth.

17. Die Veilchen.

Fräulein Emma hatte gemeint, es gebe nur blaue Veilchen; da fand sie einmahl in dem Schloßgarten, nebst den blauen, einige Veilchen, die weiß wie Schnee, und einige andere, die, zumahl im Glanze der Morgensonne, roth wie Bluth waren. Sie pflückte ein blaues, ein weißes und ein rothes Veilchen, und brachte alle drey voll Freude der Mutter.

Die Mutter sprach: »Man findet die dreyerley Veilchen zwar nicht so selten, als Du denkst; indes ist es immer ein glücklicher Fund, wenn Du nie vergiffest, was jedes der drey Blümchen bedeute. Das Veilchen mit der bescheidenen, dunkelblauen Farbe ist, wie Du öfter gehört hast, ein Sinnbild der Demuth; das schneeweiße Veilchen sey Dir ein Sinnbild der Unschuld; das rothe Veilchen aber bedeutet, Du sollst stets ein sanft glühendes Gefühl für alles Gute im Herzen haben.«

Dem Fräulein gefiel diese Auslegung sehr wohl; die Mutter aber gab ihr Abends ein Bild, worauf sie die drey Veilchen, ein blaues, ein weißes und ein rothes gestickt, und darunter gesetzt hatte:

»Der Unschuld schönste Blüthe,
Sind Unschuld, Demuth, Güte.«

18. Das Bergisweinnicht.

»Mutter!« sagte einst Scybie, »warum heißt man denn die schönen, himmelblauen Blümchen hier an dem klaren Bächlein Bergisweinnicht?«

»Liebes Kind!« sprach die Mutter, »ich begleitete einst Deinen Vater, als er weit fortreisen mußte, bis an diesen Bach. Da sagte er zu mir, ich solle, so oft ich ein solches Blümchen sehe, an ihn gedenken, damit ich seiner nie vergesse. Von dieser Zeit an nannten wir diese Blümchen — Vergißmeinnicht.«

Sophie sagte: »Ich habe mich noch nie von Aeltern, Geschwistern oder Freunden trennen müssen. Ich weiß daher nicht, an wen mich ein solches Blümlein erinnern könnte.«

Die Mutter sprach: »So will ich Dir Jemanden nennen, an den Dich das Blümlein erinnern soll — es ist Derjenige, der es geschaffen hat. Jede Blume im Garten oder auf dem Felde ist ein Vergißmeinnicht, das an den Schöpfer erinnert. Ja —

Ein jedes Wiesenblümchen spricht:
Vergiß des lieben Gottes nicht.«

19. Die Kessede.

»Aber warum haben Sie doch immer dieses kleine grüne Kräutlein in dem zierlichen Topfe hier auf ihrem Fenster Sims stehen?« fragte Fräulein Blantine ihre Mutter. »In unserm Garten blühen doch eine Menge Blumen; womit erwarb sich gerade dieses unbedeutende Pflänzchen vor allen übrigen Gewächsen ein solches Vorrecht?«

»Es ist wahr,« sprach die Mutter, »dieses zarte Gewächs, Kessede genannt, prangt weder mit dem Purpur der Rose, noch mit dem weißen Aeläuglance der Lilie, noch mit der bunten Farbenpracht der Tulipane; allein seine unansehnliche, schmucklose Blüthe hat einen so milden, sanften Geruch, daß er wohl selbst den Wohlgeruch der Rose übertrifft; und noch spät im Herbst, ja sogar im Winter, wenn

längst alle Blumen verdeckt sind, erfreut es uns mit seinem erquickenden Dufte. Die Kesede ist deßhalb ein Bild der stillen Jugend, die ohne allen äußern Glanz durch innere Güte jedes fühlende Herz für sich einnimmt, und dann noch besteht, wenn schon so manche Schönheit längst verblüht ist.«

Mehr als der Schönheit Blüthe
Sey Dir bescheid'ne Güte.

20. Das Blumenkörbchen.

Die Frau von Grünthal saß eines Morgens in ihrem Zimmer und nähte. Ihre sechs blühenden Kinder waren um sie versammelt. Zwey Knaben lasen und schrieben, zwey Mädchen strickten und die zwey kleinsten Kinder spielten miteinander. Da kam der Gärtner mit einem Körblein voll Blumen, stellte es auf den Tisch und sagte, er bringe es den Kindern zum Geschenke.

Die Kinder drängten sich sogleich alle jubelnd um das Körblein, und betrachteten die schönen Blumen. Die Mutter stand dabey und freute sich noch mehr über die fröhlichen Gesichter ihrer Kinder, als über die lieblichen Blumen.

Aber sieh — da fingen die Blumen an, sich wie von selbst zu regen, und plötzlich erhob eine giftige Natter zischend ihren Kopf aus den Blumen. Die Kinder entflohen mit Entsetzen nach allen Seiten.

Der Gärtner tödtete die Natter, die eine der gefährlichsten Schlangen war, und sagte, er habe das Körblein gestern Abend schon mit Blumen gefüllt: allein, da er die Herrschaft nicht zu Hause angetroffen, es in den Garten gestellt, damit die Blumen mit Thau benetzt würden, und frisch blieben. Da müsse die Schlange, ohne daß er etwas davon merkte, hinein gekrochen seyn.

Die Mutter rief die erschrockenen Kinder wieder zusammen und sprach zu ihnen: »Euer Schrecken kann Euch für Euer ganzes Leben heilsam seyn. Seht da, so versteckt sich unter den Lüsten und Freuden dieser Welt die Verführung. Seyd daher vorsichtig, und vergeßt nie das Wort Eurer Mutter:

»Oft findet man bey dem Vergnügen
Die Schlange unter Blumen liegen.«

21. Der Blumenkranz.

Ein ehrwürdiger Greis mit blühendrothen Wangen und schneeweißem Scheitel feyerte seinen achtzigsten Geburtstag. Seine Kinder versammelten sich um ihn, wünschten ihm Glück, und küßten unter Thränen der Freude und Rührung ihm die Hände. Seine Enkel überreichten ihm, als ein Sinnbild seiner blühenden Gesichtsfarbe, bey weißen Haaren, einen Kranz von Rosen und Lilien.

Der Großvater sprach: »Diese Krone von Rosen und Lilien ist wohl sehr schön und lieblich; allein die schönste Krone der Aeltern und Großältern sind Kinder und Kindeskinde, die schön wie Rosen blühen, und rein und schuldlos sind, wie die Lilien. Ich will daher den Blumenkranz abmahlen lassen, und in der Mitte des Kranzes sollen mit goldenen Buchstaben die Worte stehen, die jedes von Euch in sein Herz schreiben soll:

»Dein Sinn und Dein Verlangen
Sey immer Lilienrein,
So werden Deine Wangen
Stets schöne Rosen seyn.«

22. Die schöne Purpurfrucht.

Der kleine Ludwig besah in dem Garten die fremden Gewächse, die in zierlichen Töpfen auf dem Blu-

mengestelle prangten. Da erblickte er an einer niedrigen Staude mit schönen dunkelgrünen Blättern eine länglichte Frucht, deren prächtiges Roth wohl Purpur und Scharlach übertraf.

»Welch' eine wunderschöne Frucht!« sprach er. »In dem ganzen Garten gibt es keine schönere. O, die muß wohl auch recht gut schmecken!« Er schaute sorgfältig umher, ob ihn Niemand sehe, riß die Frucht ab und fing an, sie zu essen. Allein plötzlich war es ihm nicht anders, als hätte er brennendes Feuer im Munde. Er spuckte die Frucht heulend und schreyend wieder aus; allein das heftige Brennen und Beißen wollte gar nicht nachlassen.

Da kam die Mutter herbey, und sagte: »O Du ungehorsames Kind! Wie oft habe ich Dir es schon gesagt, was Du nicht kennest, sollst Du auch nicht essen. Nun bist Du für Deinen Ungehorsam gestraft, und es ist nur gut, daß Du nichts herunter geschluckt hast, sonst könnte es Dich das Leben kosten. Diese Frucht, die man spanischen Pfeffer nennt, ist übrigens ein rechtes Bild der Sünde, die uns mit betrüglichem Scheine lockt, deren Genuß aber nur Schmerz und Tod bringt.«

Willst Du der Sünde Lust genießen,
So wirst Du stets es schrecklich büßen.

23. Der Goldstrauch.

Der junge Eduard hatte seine Lust daran, die Leute zum Besten zu haben. Einst schrieb er in seinem Zimmer einen Brief und hatte sechs neue Ducaten auf seinem Schreibtische liegen, die er in den Brief einschließen wollte.

Emilie, sein kleines Schwesterchen, kam in das Zimmer, sah die blinkenden Goldstücke liegen und sagte: »Bruder, wo wächst doch wohl das Gold?«

Eduard sagte: »Die Ducaten wachsen auf dem Goldstrauche. Man steckt sie, wie die Bohnen, in die Erde; da werden große Sträucher daraus, die voll Ducaten hängen.«

Er schrieb eifrig weiter. Emilie aber nahm, ohne daß Eduard darauf achtete, die Ducaten, lief in den Garten, und steckte sie in die Erde. Als er eben mit dem Briefe fertig war, kam sie wieder herein und sagte: »Eduard, jetzt wirst Du recht viele Ducaten bekommen; ich habe sie schon ausgesät.«

Eduard sprang verdrießlich auf, nahm Emilien bey der Hand, eilte mit ihr in den Garten und sagte: »Sogleich sag mir, wo hast Du die Ducaten hingesteckt?« Allein entweder wußte das Kind das rechte Plätzchen nicht mehr zu finden, oder einer der Tagwerker, die in dem Garten arbeiteten, hatte das Geld heimlich herausgenommen — kurz, die Ducaten waren verloren.

Als der Vater die Geschichte vernahm, sprach er: »Eduard, Du hast mit Deiner Lüge die Strafe von sechs Ducaten wohl verdient. Emilie war freylich sehr einfältig, daß sie Ducaten aussäen wollte; Du aber bist sehr böshaft, daß Du immer Lügen austreuest!

Die Lügen sind ein böser Samen,
Aus dem nie gute Früchte kamen!

24. Das Mohnkörnlein.

Ein Kaufmann kam von einer weiten Reise über das Meer zurück, und brachte allerley Kostbarkeiten mit nach Hause. Seine Anverwandten bewillkommten ihn freudig und er erlaubte ihnen, von den mitgebrachten schönen Sachen nach Belieben ein Stück auszuwählen.

Jeder der Männer wählte entweder eine reiche Schmid's Jugendsch. 9. Bd. Erzähl. II. Bd. 3

Goldstufte, oder eine rothe ästige Koralle, oder eine Meerschnecke, die feinemahltem Porzellane gleich; die Frauen suchten sich bunte Seidenzeuge, oder eine Schnur guter Perlen, oder einen funkelnden Edelstein aus.

Ein sehr verständiger Mann aber griff nach einem kleinen zusammengesetzten Papier, auf dem das Wort »Mohnsamen« geschrieben stand. Als er es öffnete, war aber nur mehr ein einziges Samenkörnlein darin; die übrigen waren, weil sie so gar winzig klein sind, auf der Reise herausgefallen und verloren gegangen.

Die Umstehenden lachten ihn aus; er aber sprach: »Je nun, auch dieses einzige Körnlein ist mir genug. Der Mohn ist zwar hier zu Lande noch gänzlich unbekannt. Ich weiß aber dennoch so viel von ihm, daß ich dieses kleine Körnlein allen diesen Schätzen hier weit vorziehe.

Er brachte das Körnlein in seinem Garten mit großer Sorgfalt in die Erde, und bekam noch im nächstlichen Jahre so viel Samen, daß er im nächsten Jahre ein großes Stück Land damit anbauen konnte. Als die Leute zuerst den prächtig blühenden Acker voll großer Purpurblumen sahen, und dann erst das reine, schöne Oehl kosteten, das aus den Samenkörnern bereitet ward, begriffen sie, jenes einzig kleine Körnlein werde eine große Wohlthat über das ganze Land bringen, und sagten einmüthig:

»Die Segensfülle ist unendlich groß,
Die Gott in's kleinste Samenkorn verschloß.

25. Die Kürbisse.

Andreas, der Sohn eines Bauers, hatte auf seinem Kasten mehrere goldgelbe Kürbisse stehen, die ihn sehr freuten. Eines Tages waren sie ihm alle

weg gekommen, und er war darüber sehr aufgebracht. Er klagte es dem Vater, der mit der Mutter eben in die Stadt fahren wollte.

»Mache von den Kürbissen nicht so viel Aufhebens,« sagte der Vater, »und geh an Deine Arbeit. Schlage diesen Nachmittag das Korn droben auf dem Boden fleißig um, und ich stehe Dir dafür, Du sollst Deine Kürbisse wieder bekommen.«

Abends kam der Vater wieder zurück und fragte: »Hast Du den Kornhaufen umgestürzt?« »Ja!« sagte der Sohn. »Sind Deine Kürbisse zum Vorschein gekommen?« fragte der Vater weiter. »Nein!« antwortete der Sohn.

»O Du frecher, unverschämter Lügner!« rief jetzt der Vater mit zorniger Stimme, »habe ich Dich jetzt ertappt! Sieh! ich wollte Dich nur prüfen, und habe deshalb die Kürbisse an verschiedenen Stellen in dem Kornhaufen versteckt. Wenn Du das tapfer herum geschaufelt hättest, so hättest Du sie sicher gefunden. Jetzt aber ist Deine Lüge am Tag.«

Der Sohn wurde feuerroth vor Scham, und bath den Vater flehentlich um Verzeihung. Der Vater sprach: »Ich will Dir verzeihen, wenn Du mir versprichst, den Spruch nie zu vergessen, sondern ihn recht oft zu bedenken:

Es kommt einst der Tag voll Schrecken,
Der jede Lüge wird entdecken!

26. D e r K o h l.

Eine fleißige Mutter baute in ihrem Garten Gemüse aller Art. Eines Tages sagte sie zu ihrer kleinen Tochter: »Lieschen, sieh da an der untern Seite dieses Kohlblattes die kleinen, netten, gelben Dingerchen. Das sind die Cyslein, aus denen die verderblichen Raupen kommen. Suche diesen Nach-

mittag alle Blätter ab, und zerdrücke diese Eyslein, so wird unser Kohl immer schön grün und unverfehrt bleiben.«

Lieschen dachte, zu dieser Arbeit sey es allemahl noch Zeit, und vergaß am Ende gar darauf. Die Mutter war einige Wochen nicht wohl, und kam nicht in den Garten. Als sie wieder gesund war, nahm sie das saumselige Mädchen bey der Hand und führte sie zu den Kohlbeeten — und sieh, aller Kohl war rein abgefressen! Man sah davon nichts mehr, als die Stängel und die Gerippe der Blätter. Das erschrockene und beschämte Mädchen weinte über ihre Nachlässigkeit. Die Mutter aber sagte: »Thue doch, was heute seyn kann, sogleich heute, und verschiebe niemahls etwas auf morgen.«

»Noch wichtiger aber,« sprach die Mutter, »ist eine andere Lehre, die gleichsam auf diesen übel zugerichteten Blättern geschrieben steht:

Das Böse mußt Du Anfangs gleich zernichten,
Sonnst wird's am Ende Dich zu Grunde richten!«

27. Reis und Stroh.

Eine arme Witwe und ihre zwey Knaben fehrten eines Abends aus dem nahen Weidengebüsch, wo sie Reisholz gesammelt hatten, zurück in ihr Dorf. Die Mutter trug einen großen, und jeder der Knaben einen kleinen Büschel Weidenreis auf dem Kopfe, das mit einem Strohbände zusammen gebunden war.

Unterwegs begegnete ihnen ein reicher Kaufmann aus der Stadt, und sie bathen ihn um ein Almosen. Der reiche Mann aber sagte zur Witwe: »Ihr braucht nicht zu betteln. Uebergebt die zwey Knaben mir; da sollen sie lernen, aus Reis und Stroh Gold zu machen.« Die Mutter hielt das für Scherz; allein

der Kaufmann versicherte, es sey wirklich sein Ernst. Sie willigte endlich ein, und der Kaufmann ließ dem einen Knaben das Korbmachen und dem andern das Strohsflechten lernen.

Nach drey Jahren kamen sie in die arme Hütte ihrer Mutter zurück, verfertigten unermüdet die schönsten Körbe und die feinsten Stroh Hüte, und überlieferten die Waaren dem Kaufmanne. Eines Tages nun trat der Kaufmann in ihre Stube, bezahlte die erhaltenen Arbeiten in lauter Ducaten, und sprach lächelnd zur Mutter: »Nicht wahr, ich habe Wort gehalten?«

O bleibet stets dem Fleiße hold,
Er wandelt Stroh und Reis in Gold.

28. Der Splitter.

Ein ehrlicher Amtsbothe, der eine große Summe Geldes bey sich trug, wurde an einem rauhen Winterabende angegriffen, erschlagen und ausgeraubt. Man fand die Leiche im Schnee liegen, der weit umher vom Blute roth gefärbt war. Der Amtmann nahm noch in der Nacht bey angezündeten Fackeln die blutige Stätte in Augenschein. Da sah er einen Splitter aus einem Knotenstocke liegen, und steckte ihn heimlich zu sich.

Als er am andern Morgen in die Amtsstube ging, bemerkte er mit Entsetzen, daß an des Amtsdieners Knotenstocke, der neben der Thür lehnte, ein solcher Splitter fehle; und wirklich paßte der gefundene Splitter genau in die Lücke hinein. Der Amtmann gab nun sogleich Befehl, den Amtsdienner als den Mörder zu ergreifen und in Ketten zu legen.

Der Bösewicht läugnete anfangs trotzig die That, allein das kleine stumme Stücklein Holz zeugte zu laut gegen ihn. Er erblaßte und bekannte nun

alles ein. Er habe, sagte er, es gewußt, daß der Amtsbothe dem Amte eine ansehnliche Summe Geldes überbringen werde, und da habe ihn die Geldgier verleitet, den Amtsbothen, der immer sein guter Freund war, zu ermorden.

Den Päck mit dem Gelde hatte er uneröffnet unter seinem Holzstoße verborgen, und so das Geld, wegen dessen er den Mord beging, nicht einmahl gesehen! Er wurde unter einem großen Zulauf des Volkes durch das Schwert hingerichtet. Jedermann wunderte sich, daß ein so kleiner Umstand das Vergehen an den Tag gebracht habe.

Flicht, Menschen, jede böse That und scheut
Des Höchsten strafende Gerechtigkeit.

29. Der schöne Eichenbaum.

Ein Schäfer saß in dem Schatten einer Eiche, und sein kleiner Sohn saß neben ihm. Da kamen drey fremde Männer, die unter der Landmiliz dienten und in ihren blau und rothen Monturen und mit ihren Bärenmützen und glänzenden Waffen ein sehr kriegerisches Aussehen hatten.

Sie blieben stehen und bewunderten die prächtige Eiche. »Ein schöner Baum!« sagte der Eine. »Wenn sein Holz zum Verkohlen taugte, wollte ich wohl etwas daran gewinnen!« »Das könnte wohl seyn, Kohlenbrenner!« sagte der Schäfer.

Der Andere rief: »Wenn ich den Baum abschälen dürfte, so könnte ich mich auf ein ganzes Jahr mit Lohse versehen.« »Wohl wahr, Gärber,« sagte der Schäfer, »es wäre aber doch Schade um den schönen Baum!«

Der Dritte sprach: »Ey, ey! Wie hängt der Baum so voll Eicheln! Wenn ich sie meinen Schweinen verfüttern könnte, da wollte ich gute Würste

zu Markt bringen.« Der Schäfer sagte: »Die Eicheln werden bald versteigert; da müßt Ihr auch darauf biethen, Meister Metzger!

Als die drey Männer fort waren, sagte der Knabe des Schäfers: »Vater, kennst Du diese Männer schon länger?« »Nein,« sprach der Schäfer, »ich sehe sie heute zum ersten Mahl.« »Aber,« fragte der Knabe weiter, »woher weißt Du denn, daß der Erste ein Köhler, der Zweyte ein Gärber, und der Dritte ein Metzger sey? Man sieht es ihnen ja nicht an; sie sind ja alle drey wie Soldaten gekleidet.«

»An den Kleidern,« sprach der Vater, »merkt man es freylich nicht; ich nahm es aber aus ihren Reden ab. — Jeder Mensch redet gern von seinen Geschäften; am allerliebsten aber von dem, wovon ihm das Herz voll ist. So reden gute Menschen nur Gutes; böse Menschen hingegen verrathen sich bald durch böse Reden, und so kann man sie leicht kennen lernen und sich vor ihnen in Acht nehmen.«

Was tief im Menschenherzen steckt,
Der Mund des Menschen bald entdeckt.

30. Die Rosen und die Bienen.

Aboloph wollte einmahl eine Rose pflücken, und stach sich an den Dornen, daß er brennende Schmerzen fühlte; ein anderes Mahl wollte er von einem Bienenstocke Honig naschen, und die Bienen versetzten ihm mehrere sehr schmerzliche Stiche.

»Aber warum,« sprach er zu seinem Vater, »haben doch die schönen Rosen so spizige Dornen, und die honigreichen Bienen so giftige Stacheln?«

»Es ist nur zur Erinnerung,« sprach der Vater, »daß selbst das Schöne und Süße in der Natur den

unvorsichtigen Menschenkindern verderblich werden könne. Laß es Dir deßhalb gesagt seyn:

Was schön und süß, hat man wohl gern,
Doch die Gefahr ist niemahls fern.«

31. Der Haushahn.

Zwey Räuber stiegen um Mitternacht auf eine Leiter zum Fenster einer Mühle hinein, um dem reichen Müller sein Geld zu rauben. Wie sie nun in dem dunkeln Hausgange leise auf den Zehen vorwärts schlichen, um die Schlafkammer des Müllers zu finden, krächte nicht weit von ihnen der Haushahn. Der jüngere Räuber fuhr zusammen und sagte leise: »Der Hahn hat mich recht erschreckt! Wir wollen wieder umkehren; der Diebstahl möchte aufkommen.« »Du furchtsamer Tropf! sprach der ältere; »wer uns in den Weg kommt, den stoßen wir mit unsern Messern nieder. Dann krächt kein Hahn darnach!« Die Bösewichter ermordeten auch wirklich den Müller, und machten sich mit dem Gelde davon.

Drey Jahre nachher blieben sie ein Mahl in dem Wirthshause eines abgelegenen Walddorfes über Nacht. Da krächte der Haushahn ganz nahe bey ihnen so laut, daß beyde davon erwachten. »Der verwünschte Hahn,« sprach der ältere Räuber; »ich könnte ihm gleich den Kragen umdrehen. Seit jener Nacht in der Mühle ist mir sein Krähen in der Seele zuwider.« »Geht's Dir auch so, wir mir!« sprach der Jüngere. »Wir hätten den Müller nicht umbringen sollen. Denn seit jener Zeit geht mir, so oft ein Hahn krächt, ein Stich durch das Herz.«

Sie schliefen wieder ein; aber gegen Morgen drangen plötzlich bewaffnete Männer in die Kammer, und nahmen sie gefangen. Der Wirth hatte, da zwischen ihrer Schlafkammer und der seinigen nur eine

leichte Breterwand war, ihr Gespräch gehört, und sogleich die Anzeige gemacht.

Als nun beyde Mörder wegen ihres Mordes hingerichtet wurden, sagten die Leute: »So hat doch ein Hahn darnach gekräht! Besser wäre es gewesen, sie hätten sich von dem warnen lassen, der zuvor gekräht hat.«

Es ruft der Hahn in dunkler Nacht:
»Nimm Dich vor Bösesthum in Acht.«

32. Die Henne.

Brigitte, eine arme Spinnerinn, saß eines Abends allein in ihrer Stube und spann. Da kam bey der offenen Thür mit langsam bedächtlichen Tritten eine Henne herein, die der Nachbarinn gehörte. Brigitte machte geschwind die Thür zu, fing die Henne und trug sie in ihr Kämmerlein unter dem Dache. »Hier will ich sie heimlich füttern,« sagte sie, »so bekomme ich nach und nach einige Dußend Eyer.«

Wirklich legte die Henne sogleich am nächsten Morgen ein Ey. Allein einen Umstand hatte Brigitte zu ihrem großen Schrecken nicht vorher bedacht. Sobald das Ey gelegt war, fing die Henne an, mächtig zu gackern. Brigitte sprang eilig die Stiege hinauf, sie zum Schweigen zu bringen. Doch die Nachbarinn hatte das Gackern bereits gehört, trat mit einem Mahle laut schmählend in die Kammer, und nahm ihre Henne wieder mit sich fort. Brigitte hatte von der reichen Nachbarinn bisher öfter Mehl, Butter und Eyer geschenkt bekommen; allein von nun an erhielt sie nicht mehr das Geringste, und kam überdies noch in den üblen Ruf einer Diebinn.

Unrechtes Gut duld' nicht im Haus,
Es ruft oft selbst den Diebstahl aus.

33. Die Tauben.

Emmerich und Leopold, zwey muntere Knaben, waren Nachbarn. Emmerich, der reich war, hatte mehrere sehr schöne Tauben, der arme Leopold nur einige wenige von der gemeinsten Art.

Eines Tages flogen von Emmerichs Tauben ein Paar herüber in Leopolds Schlag, und fingen an hier zu nisten. Der arme Leopold dachte: »Wie glücklich wäre ich, wenn ich diese Tauben hätte! Sie sind so blendend weiß wie Schnee, und Scheitel und Schweif ist so glänzend schwarz wie Kohlen. Von allen Tauben Emmerichs gefallen mir gerade diese am besten.« Es kam ihm wohl die Versuchung, sie zu behalten und heimlich einzusperrern. »Aber nein,« sagte er; »Unredlichkeit bringt keinen Segen!« Er schloß den Schlag, fing die Tauben, und trug sie dem Emmerich wieder hinüber.

Emmerich hatte über die Ehrlichkeit des armen Knaben große Freude. Um ihm wieder eine Freude zu machen, nahm er die ersten Eyer, die er von den schönen Tauben erhielt, schlich sich damit heimlich in Leopold's Schlag, und legte sie einer gemeinen grauen Taube anstatt der ibrigen unter.

Als nun die Jungen austrochen und Federn bekamen, war Leopold höchst erstaunt, daß sie gerade so schön weiß und schwarz wurden, wie Emmerich's schönstes Taubenpaar. Er sprang voll Freude zu Emmerich hinüber, und verkündete ihm, wie wunderbar seine Ehrlichkeit belohnt worden.

Emmerich lächelte, erzählte, wie er die Eyer ausgewechselt habe, fügte aber am Ende der Erzählung noch bey: »Du darfst indeß sicher glauben, daß Gott an Deiner Ehrlichkeit noch mehr Wohlgefallen habe als ich, und sie noch reichlicher belohnen wer-

de, als ein Mensch auf Erden es könnte. »Denn,«
sagte er:

»Des Höchsten bester Segen ruht,
Auf dem, der niemahls Unrecht thut.«

34. Die Schwalben.

Als im Frühlinge die Schwalben zurück kehrten, und in dem Hausgange eines Landmannes mit frohem Gezwitscher ihr altes Nest wieder in Besitz nahmen, sagte die Mutter: »Kinder thut mir doch den guten Vögelein nichts zu Leid. Wer die Schwalben von seinem Hause vertreibt, der verscheucht das Glück von seinem Hause. Der Nachbar hat das Schwalbennest in seiner Kammer zerstört, und die Eylein zertreten, und von der Zeit an ging es mit seinem Hauswesen zurück, und er gerieth in das Verderben.«

Der kleine Christian fragte den Vater, ob das so sey. Der Vater antwortete: »In einem gewissen Sinne ist es auch wirklich so. Der Nachbar hat nämlich die frommen, einfachen Sitten seiner Vorältern verlassen. Seine Vorältern und Nestern duldeten die Schwalben mit milder Schonung, und ließen sich von den muntern, geschwägigen Vögeln am frühen Morgen gern zur Arbeit wecken. Allein der Nachbar, der gegen Menschen und Thiere hartherzig war, und halbe Nächte im Wirthshause saß, wurde unwillig, daß die Schwalben ihn in seinem Morgenschlafe störten, und vertilgte deßhalb ihr Nest. Der rohe, unfreundliche Sinn also, mit dem der faule, verschwenderische Mann die Schwalben verscheuchte, vertrieb zugleich mit den Schwalben Glück und Segen von seinem Hause. Und da traf es denn zu:

»Wo Sünd und Laster sich einfinden,
Da müssen Glück und Segen schwinden.«

35. Die Späzen.

Conrad, ein Schlosser, zerstörte eines Morgens voll Zorn die Späzenester unter seinem Hausdache. Der kleine Pius des Nachbars sagte zu Conrads Tochterlein: »Du, Hannchen, warum hat Dein Vater denn einen gar so argen Zorn über die Späzen?« »Ja,« sagte das Kind, »seit der Vater einmahl den goldenen Kelch und das Paar silberne Leuchter heimgebracht hat, schreyen die Späzen alle Morgen mit Anbruch des Tages: »Dieb! Dieb!«

Der kleine Pius erzählte das seinen Aeltern. Sie erschrakten darüber sehr; denn wirklich war vor einem Jahre in der Kirche des Dorfes ein solcher Diebstahl begangen worden, und man hatte den Thäter noch nicht ausfindig machen können. Der Vater des Knaben sprach daher im Vertrauen mit dem Amtmanne. Der kluge Beamte hieß ihn schweigen, forschte heimlich nach, fand, daß der Schlosser mehr Geld ausgabe als er verdiene, und ließ ihn einsperren. Da kam es denn heraus, daß der Schlosser mit seinem Hauptschlüssel die Sacristeythür geöffnet und den Kirchendiebstahl begangen hatte.

Der Schlosser ward über die Späzen noch aufgebracht als zuvor. Allein der Amtmann sagte: »Nicht die Späzen haben Dich verrathen, sondern Dein Gewissen. Das böse Gewissen ist ein beständiger Ankläger, der nie ruht und schon manches geheime Verbrechen an den Tag gebracht hat.«

»Es wird, begehst Du böse Thaten,
Dich Dein Gewissen bald verrathen.

36. Die Emmerlinge.

Zwey Kinder aus dem Dorfe gingen zur harten Winterzeit der Mühle zu, und jedes trug ein Säck-

lein Korn auf dem Kopfe. Als sie an dem Garten des Müllers vorbeý kamen, hatte die kleine Bertha herzliches Mitleid mit den kleinen, gelben Vögelein, die hungerig auf der bereiften Hecke saßen. Sie öffnete das Säcklein, und streute ihnen ein Paar Händchen voll Körner vor.

Robert, ihr Bruder, zankte mit ihr und sagte: »Du gutherzige Thörrinn! Warte nur, Du wirst gewiß weniger Mehl bekommen, und unsere Aeltern werden Dich deßhalb bestrafen.« Bertha erschrak, und sagte: »Je nun, ich hätte das vielleicht nicht thun sollen. Indessen werden unsere guten Aeltern mir meine Gutherzigkeit nicht übel nehmen, und Gott kann uns ja auf eine andere Weise dafür segnen.«

Als die zwey Kinder wieder in die Mühle kamen, das Mehl abzuholen, sieh, da war in dem Sacke der mitleidigen Bertha noch einmahl so viel Mehl, als in Roberts Sack. Robert erstaunte, und Bertha war sehr geneigt, dieß für ein Wunder anzusehen.

Allein der wackere Müller, der das Gespräch der Kinder dort an der Hecke gehört hatte, sagte zu Bertha: »Dein mitleidiges Herz gegen die hungerigen Vögelein hat mir so wohl gefallen, daß ich Dir doppelt maß. Obwohl aber ich das Mehl in den Sack that, so darfst Du es dennoch als einen Segen betrachten, den Dir Gott beschert hat, Deine Gutherzigkeit zu belohnen.«

Es bringt uns stets den besten Segen
Ein mitleidvolles Herz zuwegen.

37. Die Meise.

»Sieh doch die prächtige Koblmeise dort auf dem Apfelbaume!« sagte Lorenz zu seiner Schwester Luzie. »Die will ich bald haben!« Er kletterte auf den

Baum, stellte dort einen Meisenschlag auf, und verbarg sich dann mit seiner Schwester in die Gartenlaube, um auf den Vogel zu lauern.

Die Meise ging richtig in die Falle, und Lorenz war sogleich wieder auf dem Baume, fiel aber, indem er den Vogel heraus nehmen wollte, sammt dem Meisenschlage herab. Der Vogel war entwischt, und Lorenz hatte an einem abgebrochenen Aste die Hand verwundet, daß sie blutete.

Luzie sagte: »O Du armer Bruder! Nun wirst Du es wohl bleiben lassen, noch einmahl auf den Baum zu steigen, um die Meise zu fangen. Denn Du könntest ja noch Arm und Bein brechen.«

»Ey,« sagte Lorenz lachend, »deshalb bleibe ich nicht darunten. Allein meine Mühe wäre jetzt vergebens. Denn die Meise scheut jetzt den Schlag, in dem sie schon einmahl gefangen war.«

»Wenn das so ist,« sagte Luzie, »so ist die Meise ja klüger als Du. Sie geht nicht mehr dahin, wo sie Gefahr wittert. Du aber bist erst diesen Augenblick mit einer Wunde davon gekommen, und mit genauer Noth einem noch größern Unglücke entgangen, und würdest Dich doch mit lachendem Munde auf's neue in die Gefahr wagen.«

Wen kleines Unglück nicht kann weiser machen,
Der wird am Ende weinen, statt zu lachen.«

38. Der Guckguck.

1.

An einem lieblichen Maymorgen gingen Jörg und Michel in den Wald; da ließ sich der muntere Guckguck das erste Mahl hören.

»Das ist ein Glücksvogel,« sagte der abergläu-

bische Jörg; »sein Ruf verkündet mir Glück; zum wenigsten eine Tasche voll Geld.«

»Warum denn gerade Dir?« sprach Michel, der eben so abergläubisch war. Ich sehe nicht, warum Du bey dem Guckguck höher in Gnaden stehen solltest, als ich. Ich bin wohl noch besser als Du, und ich behaupte, mir verkünde er Glück.«

Anstatt sich des schönen Morgens zu freuen, singen sie nun an zu streiten, vom Zanken kam es zu Schlägen, und zuletzt liefen Beyde, übel zugerichtet, im größten Zorn auseinander.

Leidenschaft und Aberglauben
Können jede Lust uns rauben.

2.

Beyde Schläger kamen bey dem Wundarzte wieder zusammen. Unter dem Verbinden erzählten sie ihm, wie der Streit ausgegangen, und fragten ihn, welchem von ihnen Beyden wohl der Guckguck ein Glücksvogel seyn möge?

Der Wundarzt aber lachte, und sprach: »O ihr Thoren! Keinem von Euch Beyden — sondern mir. Denn Euch Beyde hat der Guckguck mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt — mir aber schafft er Geld in die Tasche.«

Ein Streit wird immer Beyde reuen,
Und kann den Dritten nur erfreuen.

39. Das Nepphühnerest.

Auf einem Kornacker, nahe am Walde, fanden zwey Knaben das Nest eines Nepphuhns. Es gelang ihnen, die Henne, die auf den Eiern saß, zu fangen.

»Du,« sagte der Größere, »nimm Du die Eyer; ich will die Henne behalten. Die Eyer sind so viel

werth, als die Henne.« — »Wenn das ist,« sagte der Kleinere, »so gib mir die Henne, und behalte Du die Eyer!«

Sie fingen nun an, miteinander zu zanken und geriethen einander in die Haare. Während des Kaufens entkam dem Größern die Henne, und der Kleinere zertrat unversehens die Eyer. Nun hatten sie gar nichts und sagten zu einander: »Unser Vater hat doch Recht:

Viel besser ist's, sich mit dem Ey begnügen,
Als um die Henne sich in Haaren liegen.«

40. Der Papagey.

Ein alter Matrose oder Schiffknecht kaufte in einem fernen Welttheil einen Papagey, der mit prächtigen hellgrünen Federn prangte. Der gute Mann wollte ihn der Tochter des Kaufmanns, auf dessen Schiff er diente, als ein Geschenk von der Reise mitbringen.

Auf der Heimkehr bekam der Matrose einen heftigen Husten, und wurde deßhalb von aller Arbeit frey gesprochen. Er lehrte nun in seinen müßigen Stunden den Vogel einige Worte sprechen, damit die kleine Fanny eine desto größere Freude haben möge.

Als der Matrose das Geschenk überreichte, rief der Vogel auch wirklich zur großen Freude der Aeltern und der Tochter: »Es lebe Fanny!« Aber kaum hatte der Vogel diese Worte gesprochen, so fing er zum großen Verdrusse des Matrosen an, so abscheulich zu husten und zu räuspern, daß alle in ein Gelächter ausbrachen.

Fanny sagte: »Das ist dumm von dem Papagey, daß er nicht nur die Worte, sondern auch den Husten seines Lehrmeisters nachmacht.« Die Mutter

befahl, den einfältigen Vogel sogleich aus dem Hause zu schaffen. Der Vater aber sprach: »So dumm dieser Vogel ist, so gibt er uns doch diese weise Lehre: Wir sollen nur das Schickliche und Gute, das wir an andern bemerken, nachmachen, aber nicht was unschicklich und böse ist.«

Kind, ahm' nicht alles Andern nach,
Sonst bringt es Dir nur Spott und Schmach.

41. Das schöne Pferd.

In einem Marktflecken lag während des Krieges ein Regiment Husaren im Quartier. Kurt, der Rosshändler, der zugleich ein Roshdieb war, stahl in der Nacht den Husaren eines der schönsten Pferde, und versteckte es im Walde. Als die Husaren fort waren, ritt er mit dem gestohlenen Pferde in eine weit entfernte Gegend, um es dort zu verkaufen.

Er kam zu einer Stadt, wollte jedoch nicht hindurch, sondern außen daran vorbeireiten. Als er aber um eine Ecke der Stadtmauer herum kam, erblickte er auf einer Wiese eine Schar Dragoner, die eben exerzieren wollten. Sobald nun die Trompete erklang, setzte das Pferd sammt dem erschrockenen Kurt über den Straßengraben, schloß sich an Reih' und Glieder der Kriegspferde an, und machte nach dem Commandowort alle Bewegungen und Schwenkungen, bald in Trab und bald im Galop, auf das genaueste mit. Die Soldaten lachten den armen, zitternden Kurt beständig aus; er aber schwitzte vor Angst große Tropfen.

Als das Exerzieren endlich vorbeiy war, umringten ihn Soldaten und Officiere, und der Oberst sprach sehr bedenklich: »Da ist ein junges, schönes, wohl abgerichtetes Soldatenpferd. Wie seyd Ihr zu Schmid's Jugendsch. 9. Bd. N. Erzähl. II. Bd. 4

dem Pferde gekommen?« Kurt sagte, er habe es gekauft; allein von wem er es gekauft habe, konnte er nicht bestimmt angeben; er kam in weitere Untersuchung, wurde des Diebstahls überwiesen, und als ein Rosbdiel bestraft.

Wer je gestohlen und gelogen,
Wird immerhin zur Straf gezogen.

42. Das Füllen.

Herr von Brink kam eines Abends ganz unermuthet auf seinem Landgute an. Als er Morgens an das Fenster trat, sah er auf seinem schönsten Dinkelacker ein jähriges Füllen, das muthig darauf herum sprang, öfters ausschlug und großen Schaden anrichtete.

Was soll das seyn,« sprach er zu seinem Hausmeister; warum gibt man auf das junge Pferd nicht besser Acht?« Der Hausmeister sagte, sich verbeugend: »Das Füllen gehört uns gar nicht, es gehört dem Müller. Ich will es aber sogleich selbst aus dem Acker wegtreiben, und dem nachlässigen Müller einen Verweis geben.

Am Abende ging der Herr von Brink an der Mühle vorbey, und sprach zum Müller, der unter der Thüre stand: »Du, wenn ich Dein Füllen noch ein Mahl auf meinem Acker erblicke, so schieße ich es ohne weiters todt!« Der Müller sagte mit lachendem Munde: »Euer Gnaden können dieses leicht thun, ich habe nichts dagegen.«

Am andern Morgen sah der Herr das Füllen wieder auf dem Acker. »Der böshafte Müller will meiner nur spotten!« sagte er, nahm seine Flinte von der Wand, und schoß das Füllen auf der Stelle nieder.

Da sprangen die Knechte und Mägde unten vor

dem Fenster zusammen, und riefen: »Ach, gnädiger Herr, was haben Sie gethan! Warum erschießen Sie doch Ihr schönes, junges Pferd? Sie haben ja sich selbst großen Schaden zugesügt.« Der Herr sah nun wohl, daß er zu hitzig gewesen. Indes sagte er: »Der lügenhafte Hausmeister ist an dem ganzen Unglücke Schuld, und er soll mir zur Strafe für seine Lüge das Füllen bey Heller und Pfennig bezahlen.«

Die Liebe macht kein Uebel besser;
Es wird durch Lügen nur noch größer.

43. Die K u h.

Berene, eine Witwe, lebte mit ihren zwey Töchtern in ziemlich dürftigen Umständen. Was sie die Woche hindurch erworben, verzehrten sie auch wieder. Ueberdies verloren sie eines Tages ihre einzige Kuh, und waren darüber höchst bestürzt. »Ach,« sagte sie, »wenn Gott uns doch wieder eine Kuh gäbe; denn uns ist es unmöglich, so viel Geld aufzutreiben.« — »Thut das Eurige getreu,« sagte die Nachbarinn, »so wird Gott auch das Seinige thun.«

»Aber was sollen wir denn thun?« fragte Berene. Die Nachbarinn sprach: »Ihr müßt für's Erste durch Fleiß Eure Einnahme vermehren. Ihr seyd Eurer Drey und versteht Euch gut auf Spinnen, Stricken und Nähen. Arbeitet täglich eine Stunde mehr; es müßte doch schlecht seyn, wenn nicht jede ein Paar Kreuzer weiter verdiene. Für's Zweyte müßt Ihr durch Sparsamkeit Eure Ausgaben vermindern. Ihr trinkt da zum Frühstück täglich so eine Art Brühe, die Ihr Caffeh nennt. Obwohl Ihr wenig Caffeh und Zucker dazu nehmt, so kostet das Ding Euch doch zu viel. Eßt dafür eine Suppe, die gewiß nahrhafter ist, so erspart jede von Euch wenigstens ein Paar Kreuzer. Befolgt diese zwey Stücke, legt das, was

Ihr so verdient und erspart, zurück, und Ihr werdet bald so viel Geld beysammen haben, als eine schöne Kuh kostet.

Berene und ihre Töchter befolgten den guten Rath, und als das Jahr verflossen war, hatten sie noch ein Mahl so viel Geld, als sie für die Kuh bezahlen mußten. Ja, was noch mehr war, sie hatten dabey gelernt, ihre dürftigen Umstände durch Fleiß und Sparsamkeit zu verbessern, und wurden nun ziemlich wohlhabend. Die Nachbarinn aber sagte! »Seht Ihr, Gott gibt einem die Kuh schon, aber nicht am Horn.«

Läßt Du es an Dir nicht fehlen,
Auf Gott kannst Du dann sicher zählen.

44. Die Kuhshelle.

1.

Wendelin, ein Bauernknabe, hütete in dem Buchwalde die Kühe. Alle Kühe waren mit Schellen versehen; die schönste Kuh aber hatte die schönste Schelle. Da kam ein fremder Mann durch den Wald her und sagte: »Das ist eine prächtige Schelle! Was hat sie wohl gekostet?« »Einen Thaler!« sagte Wendelin. »Nicht mehr?« rief der fremde Mann; »ich gebe Dir sogleich zwey Thaler dafür.« Wendelin gab dem Manne die Schelle, und schob die zwey Thaler mit Freuden in die Tasche. Allein da die Kuh keine Schelle mehr hatte, hörte Wendelin nicht mehr, wo sie war. Die Kuh entfernte sich etwas von den übrigen Kühen, und der fremde Mann, der ein Schelm war, und sich im Gebüsch versteckt hielt, ergriff die Kuh beym Horn, und führte sie heimlich davon.

Wer allzureichlichen Gewinn anbietet,
Verdient, daß man vor ihm sich hütet.

2.

Wendelin kam mit verweinten Augen nach Hause und erzählte die Geschichte. »Ach,« sagte er, »das hätte ich nicht gedacht, daß der Dieb mir nur deshalb die Schelle so gut bezahle, um die Kuh zu bekommen!« Der Vater aber sprach: »Wie der Schelm Dich betrogen hat, so will die Sündelust uns alle betriegen. Sie bringt uns anfangs einen kleinen Gewinn, aber am Ende großen Verlust. Läßt man ihr nur einen Finger, so bemächtigt sie sich bald der ganzen Hand. Merke Dir daher den Spruch:

»Der Sünde trau in keinem Theil,
Sie raubt Dir sonst Dein ganzes Heil.«

3.

Die Mutter aber sprach: »Aber lieber Wendelin, dachtest Du denn nicht daran, wozu der alte Brauch diene, daß man der Kuh eine Schelle anhänge?« »Ach,« sagte Wendelin, »das Geld hatte mich ganz verblendet. Ich dachte nur, da kann ich mir schönster Art einen Thaler gewinnen. Die Schelle ist nur eine unnöthige Zierde; die Kuh gibt davon nicht mehr Milch. Erst als die Kuh fort war, fiel mir's ein, wozu die Schelle diene.« »So geht es leichtsinnigen und leidenschaftlichen Menschen,« sprach die Mutter. »Sie verwerfen manchen alten Gebrauch als unnütz und unnöthig; allein erst am Ende werden sie mit Schaden klug und sehen ein, daß solche Gebräuche ihren guten Grund hatten.«

Wie gut die alten Bräuche waren,
Wird, wer sie aufgibt, bald erfahren.

45. Der Ziegenbock.

Frau von Hill wohnte in einem schönen Hause vor der Stadt. Eines Sonntags früh sprach sie zu ihrer Magd: »Crescenz, ich gehe jetzt in die Kirche! Schließ doch die Hausthür fleißig zu. Ich habe Dir das schon öfter gesagt; folg mir ein Mahl, sonst könnte sich leicht jemand in das Haus schleichen und Schaden anrichten.«

Die Frau ging; Crescenz holte über eine Weile Wasser am Brunnen, und ließ richtig wieder alle Thüren offen stehen. »Es ist die ganze Straße hinauf und hinab kein Mensch zu sehen!« sagte sie, und lachte über die Sorgfalt ihrer Frau. Allein während Crescenz mit einer Magd am Brunnen plauderte, lief ein Geisbock zur Hausthür hinein, sprang die Stiege hinauf, und kam in das Zimmer der Frau.

Dort hing in einem goldenen Rahmen ein großer Spiegel, der beynabe bis zum Boden des Zimmers herabreichte. Der Bock sah sich in dem Spiegel, meinte, es sey noch ein Bock da, und drohte ihm mit den Hörnern. Der Bock im Spiegel machte es auch so. Plötzlich sprang jetzt der rechte Bock auf den eingebildeten los und stieß so gewaltig auf ihn zu, daß der Spiegel in tausend Stücke zerbrach.

Crescenz kam mit dem Wasserkübel auf dem Kopfe eben zur Hausthür herein, und hörte das Klingeln der Gläserben. Sie lief in das Zimmer, sah das Unglück, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und trieb den Bock mit vielen Streichen wieder aus dem Hause. Allein davon wurde der Spiegel nicht mehr ganz.

Als die Frau nach Hause kam, wurde die leichtsinnige Magd wegen ihres Ungehorsames und des angerichteten Schadens ohne Lohn fortgeschickt. In

ihrer neuen Dienste durfte man es ihr nicht mehr befehlen, die Thüren zu schließen. Es traf bey ihr das Sprüchlein zu:

»Wem weise Warnung nicht genug,
Der wird zulezt mit Schaden klug.«

46. Der Hirsch.

Hubert war noch ein unmündiger Knabe, als sein guter Vater, der Jäger zu Lannau, tief im Walde von einem unbekanntem Wildschützen erschossen wurde. Die Mutter erzog den vaterlosen Knaben, so gut sie konnte, und nach zwanzig Jahren erhielt er den väterlichen Dienst.

Eines Tages jagte nun Hubert mit mehreren Jägern und Jagdfreunden in dem Walde. Er schoß nach einem großen Hirschen — fehlte, und in dem Gebüsch rief eine klägliche Stimme: »O Jesu, ich bin getroffen!« Hubert eilte hin — und sieh, ein alter Mann wand sich winselnd und röchelnd in seinem Blute. Die ganze Jagdgesellschaft versammelte sich um den Sterbenden. Hubert aber knieete neben ihn, umfing ihn, bath ihn lautjammernd um Vergebung, und betheuerte, daß er ihn nicht wahrgenommen habe.

Allein der Sterbende sagte: »Du hast mir nichts abzubitten. Was bisher kein Mensch wußte, will ich jetzt offenbaren. Ich bin der Mörder Deines Vaters. Gerade hier, unter dieser alten Eiche, tränkte sein Blut weit umher den Boden, und nun mußt Du, der Sohn des Ermordeten, ohne Wissen und Willen an eben der Stelle die Mordthat an mir rächen! Gott ist gerecht!« seufzte er noch, indem er verschied — und ein Schauer drang allen Umstehenden durch Mark und Bein.

Ihr Menschen, hütet Euch vor Sünden,
Gott weiß Verbrecher wohl zu finden.

47. Die Karpfen.

Ein Fischer hatte neben seiner Hütte einen Weiher voll schöner Karpfen, und Ottmar, der Fischerjunge, mußte von Zeit zu Zeit ein Lägel voll auf seinem Rücken zum Verkaufe austragen.

Ein Mahl stahl nun Ottmar aus dem herrschaftlichen Teiche einen schönen Karpfen, und that ihn heimlich in die Lägel zu den übrigen Fischen. Als er aber zu der Frau Amtmänninn kam, rief sie, sobald sie diesen Karpfen erblickte: »Ach der ist aus dem herrschaftlichen Weiher; ich kenne ihn genau.« Ottmar bekam nichts für den Fisch, und wurde noch überdieß als ein Dieb vier und zwanzig Stunden lang eingesperrt.

Nach einer Zeit stahl Ottmar der Herrschaft abermahls einen Karpfen; er kam damit zu einem Jäger. Der Jäger betrachtete die Karpfen in der Lägel und sagte: »Diesen da hast Du der Herrschaft gestohlen!« und Ottmar kam nun auf drey Tage bey Wasser und Brot in den Thurm.

Der junge Dieb wollte sein Glück noch ein Mahl versuchen. Er stahl aus dem Weiher der Herrschaft einen großen Spiegelkarpfen, und trug ihn auf den Fischmarkt in die Stadt, wo man von Ottmar und seinen Streichen nichts wußte. Allein ein Stadtdiener, der auf dem Fischmarke umher ging, rief auf ein Mahl: »Das ist ein gestohlener Fisch!« Ottmar mußte mit dem Manne vor das Stadtgericht und bekam viele Schläge.

»Mich wundert nichts,« sage Ottmar, »als wie man es diesen Fischen sogleich ansieht, daß sie gestohlen sind!« Das Kunststück bestand aber darin, daß der Verwalter den jungen Karpfen, ehe er sie in den Teich that, ein klein wenig von der Schwanzflosse abstugte, und nur einigen vertrauten Leuten

davon sagte. Wer nicht davon wußte, konnte es kaum bemerken. Nachdem Ottmar lange vergebens nachgedenkt, sagte er: »Sey das, wie es wolte, ich weiß nun doch so viel:

Ein Diebstahl ist schwer zu verhehlen;
Am besten ist's, gar nicht stehlen.«

48. Die Eidechse.

Die arme Mutter ging mit ihren zwey Kindern auf den Schloßberg nicht weit von ihrem Dorfe, um dort Kräuter für die Apotheken zu sammeln. »Seht,« sagte sie, als sie oben war, zu den Kindern, »da an diesen Felsen herum ist alles roth von Erdbeeren; pflückt und esset nach Herzenslust! Ich will indessen zwischen jenen alten Mauern Kräuter suchen.«

Sie ging. Allein kaum hatte sie einige Kräuter abgepflückt, so fing das kleine Lieschen an laut zu schreyen. Die Mutter sprang erschrocken hin, und das Mädchen stand mit Augen voll Thränen da und sagte: »O Mutter! die böse Schlange wollte mich beißen! Allein der Knabe lachte und sagte: »Es war nichts als eine Eidechse!«

»Nun,« sprach die Mutter, »das ist ja ein schönes, goldgrünes Thierchen, das keinem Menschen ein Leid thut.« Allein, da die Mutter noch redete, entstand plötzlich ein so furchtbares Getöse, als donnerte es, und der Berg ward so erschüttert, wie bey einem Erdbeben. Alle blickten erschrocken umher, und sieh — die dicke Mauer, an der die Mutter Kräuter gesammelt hatte, war eingefallen.

»O Kinder!« sprach die Mutter, »laßt uns Gottes heilige Vorsehung anbethen. Durch eine Eidechse — wer sollte es glauben! — rettete mir Gott das

Leben. Hätte die Eidechse nicht eben in dem rechten Augenblicke Lieschen erschreckt, so läge ich jetzt unter jenen Steinen begraben.«

Der Mensch sieht — hat er helle Augen nur —
Von Gottes Vorsicht überall die Spur.

49. Die Sonne.

Die fleißige Afra kam mit ihren zwey Kindern Abends spät von der Feldarbeit nach Hause. Als sie in die Stube traten, stand ein brennendes Dehlicht auf dem Tische. Georg rief höchst erstaunt: »Es war kein Mensch zu Hause. Wer hat wohl das Licht angezündet!« — »Ey,« rief Gretchen, »wer anders, als der Vater! Gewiß ist er indeß aus der Stadt nach Hause gekommen!« Die Kinder suchten ihn, und fanden ihn zu ihrer großen Freude sogleich in der nächsten Kammer.

Am folgenden Tage rechenen Aeltern und Kinder auf ihrer großen Wiese Heu auf. Die Sonne schien ungemein hell und schön, und die Kinder bezeugten darüber eine große Freude. »Nun, Kinder,« sprach der Vater, »Ihr habt gestern sogleich errathen, daß ich das Licht in unserer Stube angezündet habe. Wenn Ihr nun dieses schöne, herrliche Licht da droben am Himmel, die liebe Sonne, betrachtet, sollte es Euch denn nicht einfallen, wer es wohl angezündet habe?«

»O ja wohl,« sagte Gretchen, »das hat der liebe Gott gethan. Das kleinste Dehlichtlein zündet sich ja nicht von selbst an, und so muß ja auch Einer seyn, der die Sonne angezündet hat. Das, meine ich, müßte uns die Vernunft eingeben, wenn wir auch das schöne Keimlein nicht gehört hätten:

Der gold'nen Sonne Glanz und Pracht
Verkündet Gottes Huld und Macht.«

50. D e r M o n d .

Vater Richard war des Morgens mit seinem kleinen Frik in die Stadt gegangen; die Mutter und die kleine Thekla gingen ihnen Abends entgegen. Es ward ziemlich spät, bis sie einander endlich begegneten. Die Mutter sagte, sie habe schon angefangen zu sorgen. Allein Frik sprach: »Es hatte keine Gefahr! Der Mond dort über den waldigen Bergen leuchtete uns auf das freundlichste, und ging uns von dem Stadthore an bis hierher immer getreulich zur Seite.« Thekla sagte: Auch uns hat er von unserer Hausthüre an bis hierher beständig begleitet! Frik rief: »Das glaub' ich nicht! Wie könnte der Mond zu gleicher Zeit den Weg von der Stadt zum Dorfe und von dem Dorfe zur Stadt machen? Kann er zugleich vorwärts und rückwärts gehen? Ich könnte es einmahl nicht. Kurz, es ist unmöglich.«

Der Vater sprach: »Lieber Frik! Was Dir unbegreiflich scheint, begreife ich sehr wohl. Ich könnte es Dir auch erklären; allein mit Deinem kleinen Verstande würdest Du die Erklärung noch nicht fassen. Die Sache muß Dir also vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben. Indes mag der schöne freundliche Mond, dessen Wandel am Himmel Du nicht begreifst, Dir die gute Lehre geben: da es schon unterm Monde viele Sachen gibt, die wir nicht begreifen, so darf es uns nicht wundern, daß es auch über dem Monde einige gebe, die unbegreiflich sind. Manches ist uns in unserer heiligen Religion unbegreiflich; allein bloß unser beschränkter Verstand ist Schuld daran.«

Mit gutem Grunde glaubt ein Christ,
Was ihm ein heiliges Geheimniß ist.

51. Der schönste Stern.

1.

»Sieh doch, Schwester, wie hell und schön der Abendstern glänzt!« sagte Mar. »Er ist doch der schönste Stern am ganzen Himmel.« — »Er ist sehr schön,« sagte Friederike, »aber der freundliche Morgenstern ist doch noch viel schöner und glänzender.« Sie fingen an zu streiten und brachten ihren Streit vor den Vater. Der Vater sprach: »O ihr unwissenden Kinder, was redet ihr da von zweyerley Sternen! Eben dieser nämliche schöne Stern da heißt Morgenstern, wenn er Morgens, und Abendstern, wenn er Abends an dem Himmel steht.«

Oft hört man um zwei Nahmen streiten,
Die Eine Sache nur bedeuten.

2.

Die Mutter sagte: »In einem Sinne mag Friederike doch Recht haben. Der freundliche Stern leuchtet zwar sowohl am Morgen als am Abende mit gleich hellem Glanze. Allein am frühen Morgen sind wir heiterer und fröhlicher als am späten Abende; und da ist es denn sehr natürlich, daß uns der Morgenstern schöner vorkomme, als der Abendstern. Der schöne Stern mag Euch also, Ihr Kinder, an das Sprüchlein erinnern:

Wiel besser ist es, früh aufsteh'n,
Als Abends spät zu Bette geh'n.«

52. Das Donnerwetter.

Franz, ein Knabe aus der Stadt, hatte im Walde Himbeeren gepflückt. Als er wieder heim ging,

erhob sich ein Sturmwind; es fing an zu regnen, zu blißen und zu donnern. Franz fürchtete sich sehr, und verkroch sich in eine hohle Eiche unweit des Weges. Denn er wußte nicht, wie gern der Blitz in hohle Bäume schlage.

Allein auf einmahl hörte er eine Stimme, die rief: »Franz! Franz! Komm, o komm doch geschwinde hervor! Franz kam aus dem hohlen Baume hervor, und beynah in eben dem Augenblicke schlug der Blitz in den Baum, und furchrbar krachte der Donner. Die Erde bebte unter den Füßen des erschrockenen Knaben und es war ihm, als stehe er ganz im Feuer. Allein es war ihm kein Leid geschehen, und er sagte mit erhobenen Händen: »Diese Stimme kam vom Himmel! Du, lieber Gott, hast mich gerettet!«

Die Stimme rief aber noch ein Mal: »Franz! Franz! Hörest Du mich denn nicht?« Es war eine Bäuerinn, die so rief. Franz lief zu ihr hin, und sagte: »Da bin ich! Was wollt Ihr von mir?« Die Bäuerinn sprach: »Dich habe ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz. Er hülthete dort am Bache die Gänse und muß sich hier herum vor dem Wetter versteckt haben. Ich kam, ihn nach Hause zu führen. Sieh, da kommt er endlich aus dem Gebüsch hervor.«

Franz, der Knabe aus der Stadt, erzählte jetzt wie er ihre Stimme für eine Stimme vom Himmel gehalten. Die Bäuerinn faltete andächtig die Hände und sprach: »O mein Kind, danke darum Gott nicht weniger, obwohl die Stimme aus dem Munde einer geringen Bäuerinn kam. Denn Gott hat es so gesüßt, daß ich Dir bey Deinem Nahmen rufen mußte, ohne etwas von Dir zu wissen.« »Ja, ja,« sagte Franz mit Thränen im Auge, »Gott bediente sich

»war Eurer Stimme, mich zu retten, aber die Hilfe kam dennoch vom Himmel!«

Das Heil kommt nicht von ungefähr,
Es rührt vom lieben Gotte her.

53. Das Regenbogenschlüssellein.

Die kleine Lina stand nach einem milden Frühlingsregen am offenen Fenster, und betrachtete mit Entzücken die lieblichen Farben des Regenbogens. »Liebe Mutter,« fing sie über eine Weile an, »soll es denn wahr seyn, daß alle Mähl, wenn ein Regenbogen am Himmel erscheint, ein goldenes Schlüssellein vom Himmel falle, daß aber nur ein Sonntagskind es finden könne. Gibt es ein solches Kleinod des Himmels, und wer sind die Sonntagskinder, denen es beschert ist?«

Die Mutter sagte: »Es gibt allerdings ein Kleinod des Himmels, gegen das alles Gold der Erde nichts ist. Die Sonntagskinder aber, denen es zu Theil wird, müssen eben nicht an einem Sonntage geboren seyn; die Hauptsache ist, daß sie keine alltäglichen Menschen, sondern immer und überall so fromm und sitzsam seyen, wie Sonntags in der Kirche. Sey Du ein solches Sonntagskind, und Du wirst jenes goldene Kleinod sicher erlangen.«

Lina besaß sich, von ganzem Herzen fromm und gut zu seyn, und so oft sie einen Regenbogen erblickte, eilte sie auf das Feld, und suchte nach dem goldenen Schlüsselchen. Sie fand freylich kein solches Kleinod; allein da sie immer frömmer und besser wurde, so wurde sie auch immer zufriedener und fröhlicher. Und als sie nun größer und verständiger geworden, und wieder ein Regenbogen am Himmel glänzte, sagte die Mutter: »Nun, Lina, gehest Du nicht hinaus, jenes goldene Kleinod des Him-

mels zu suchen.« »Liebe Mutter,« sprach Lina, »ich war vorhin ein thörichtes Kind; jetzt aber ist mir der Sinn Deiner Worte erst klar. Du meintest eine edlere, köstlichere Gabe als Gold, und wäre es auch vom Himmel gefallen.« »So ist es, liebste Lina!« sprach die Mutter. »Jenes Himmels Geschenk, das ich meinte und das alle Erbensätze weit übertrifft, ist das wahre Glück des Menschen. Außer uns in der Welt suchen wir es vergebens; wir finden es innerlich in uns, in einem frommen, guten und reinen Herzen.«

Sey fromm, so wird das größte Glück auf Erden ganz sicherlich Dein bleibend Erbtheil werden.

54. Die vier Elemente.

»Ich will ein Gärtner werden,« sagte Philipp, als er vierzehn Jahre alt war und ein Handwerk lernen sollte. »Es ist schön, immer unter grünen Kräutern und wohlriechenden Blumen zu leben!« Allein nach einiger Zeit kam er wieder heim, und klagte, er müsse sich da immer zur Erde bücken und darauf herum kriechen: Rücken und Kniee thäten ihm davon wehe.

Philipp wollte hierauf ein Jäger werden. »Im grünen Walde,« sagte er, »da ist's ein herrliches Leben.« Allein bald kam er wieder, und beschwerte sich, er könne Morgens vor Tags die freye Luft nicht ertragen, die ihm bald feucht und nebeligt, bald grimmig kalt um die Nase wehe.

Es fiel ihm nun ein, ein Fischer zu werden. »Auf dem hellen, klaren Flusse so im leichten Schiffelein dahin fahren, und, ohne einen Fuß müde zu machen, Neze voll Fische aus dem Wasser zu ziehen, das list lustig!« sagte er. Allein auch dieses war ihm bald

verleidet. »Das ist ein nasses Handwerk,« sagte er; »das Wasser ist mir ganz zuwider.«

Endlich wollte er ein Koch werden. »Dem Koch,« sagte er, müssen Gärtner, Jäger und Fischer alles einliefern, was sie durch ihren Fleiß gewinnen, und es fehlt ihm nie an guten Bissen.« Allein er kam abermahl mit Klagen nach Hause. »Es wäre alles gut,« sagte er, »wenn nur das Feuer nicht wäre. Allein, wenn ich so am flammenden Herde stehe, so meine ich, ich müsse vor Hitze gar verschmelzen.«

Jetzt sprach der Vater mit Ernst. »Du bist nirgends zufrieden. Was Dir anfangs gefällt, ist Dir bald wieder verleidet. Wenn Du von allen vier Elementen — Erde, Luft, Wasser und Feuer — keines übertragen wolltest, so müßtest Du aus der Welt gehen, um zufrieden zu werden. Du bleibst jetzt bey Deinem Handwerke.«

Ein jeder Stand hat seine Freuden,
Und jeder Stand auch seine Leiden.

55. Die Perlen schnur.

Eine Edelfrau fuhr mit ihren zwey Töchtern zu einem Hochzeitsfeste, das auf einem fürstlichen Jagdschlosse tief im Walde gefeyert wurde. Alle waren prächtig gekleidet und mit Gold und Perlen geschmückt.

Am Eingange des Waldes kam die Kutsche einer Hecke zu nahe. Eine Dornstaude verwickelte sich in das Haar des einen Fräuleins, und zerriß eine Perlenschnur, daß die Perlen weit umher zerstreut wurden.

Die Edelfrau ließ halten, und Mutter und Töchter und die Dienerschaft brachten wohl eine Stunde zu, die kostbaren Perlen aus dem Grase und den Gesträuchen heraus zu finden. Die beyden

Fräulein jammerten sehr, daß sie nun zur Hochzeit zu spät kämen.

Allein jetzt kam ein Holzhacker fast athemlos aus dem Walde hervor und sagte: »Hören Sie auf zu jammern und danken Sie vielmehr Gott. Denn in dem Walde lauern mehrere Räuber auf Sie; ich wollte Ihnen die Nachricht sogleich bringen. Allein ich konnte nur auf großen Umwegen hierher gelangen, weil die Räuberbande den Wald besetzt hält. Wären Euer Gnaden nicht aufgehalten worden, so wäre ich zu spät gekommen, und Sie hätten wohl alle das Leben verlieren können.«

Die Frau beschenkte den Mann, befahl dem Kutscher, sogleich umzukehren, und sprach zu ihren Töchtern: »O meine lieben Kinder! Wie gut weiß Gott alles zu lenken! An dem Seidensaden, an dem die Perlen angefaßt waren, hing unser aller Leben. Wäre dieses Fädlein nicht abgebrochen, so wären wir alle des Todes. Der Aufenthalt, den uns die zerrissene Perlschnur verursachte, war also, so unangenehm er uns fiel, unser Glück. So gereichen alle kleinen und großen Widerwärtigkeiten nur zu unserm Besten.

O wüßten wir, warum uns Gott betrübe,
So wüßten wir, wie herzlich Er uns liebe.

56. Der Taffet.

Mrsa, die Tochter eines Schuhmachers, führte ihrem Vater, der Witwer war, die Haushaltung. Sie war fleißig und geschickt; nur hatte sie eine zu große Freude an schönen Kleidern. Einmahl kaufte sie sich zehn Ellen carmesinrothen Taffet zu einem Kleide, die Elle zu einem Gulden und zwölf Kreuzer. Sie sagte aber zu ihrem Vater, der sich auf dergleichen Waaren nicht verstand, die Elle koste nur

dreyßig Kreuzer, und sie hörte nicht auf zu bitten, bis ihr der Vater fünf Gulden und noch einen Gulden weiter, angeblich für das Macherlohn, bezahlte.

Afra strich die sechs Gulden hoch erfreut ein, legte noch sechs Gulden, die sie mit vieler Mühe sich erspart hatte, heimlich darauf, und ging hin, den Taffet zu bezahlen.

Indessen sie fort war, kam ein Jude, der mit Jeder handelte, sah den Taffet liegen und fragte, was die Elle koste. »Der Taffet ist theuer,« sagte der Schuhmacher; »die Elle kostet dreyßig Kreuzer.« Der Jude sprach: »Nun, der Taffet ist eben nicht schlecht. Ich gebe Euch auf der Stelle sechs und dreyßig Kreuzer für die Elle. Der Schuhmacher gab ihm den Taffet, und der Jude zahlte das Geld hin, steckte den Taffet vergnügt in seinen Quersack und ging.

Als Afra heim kam, sagte der Vater zu ihr: »Du wirst Dich freuen, Afra; ich habe indessen einen guten Handel für Dich gemacht. Denk nur, ich habe Deinen Taffet einem Juden verkauft — die Elle für sechs und dreyßig Kreuzer. Du hast also an jeder Elle sechs Kreuzer gewonnen, und kannst Dir jetzt wohl noch einen schönern kaufen!«

Afra erschrak, daß sie so weiß wurde, wie die Wand. »Ach, welcher Schaden!« schrie sie im ersten Schrecken und schlug die Hände zusammen. Der Vater merkte jetzt, daß sie ihn vorhin angelogen habe. Sie gestand unter vielen Zähren, daß sie für die zehn Ellen Taffet zwölf Gulden bezahlt habe, und nun sechs Gulden daran verliere.

Der Vater aber sprach: »Das ist die wohlverdiente Strafe Deiner Lüge! Du hast Dich durch Deine eigene Schuld um Dein sauer erspartes Geld gebracht. Ich nehme meine sechs Gulden, die mir

der Jude wieder bezahlt hat, hiermit wieder zurück, und gebe Dir, weil Du so falsch gegen mich gewesen, keinen Heller mehr zu einem so kostbaren Kleide.»

Mit Falschheit kommt man niemahls weit,
D'rum halt es mit der Redlichkeit.

57. Der Spiegel.

Mathilde war sehr jähzornig. Die Mutter ermahnte sie oft zur Sanftmuth. Allein Mathilde besetzte sich nicht.

Einmahl saß sie an ihrem Nähtischchen und ein zierliches Geschirr voll Blumen stand auf dem Tischchen. Ihr kleines Brüderchen stieß von ungefähr das Geschirr herab, daß es in Stücke zerbrach. Mathilde kam vor Zorn ganz außer sich. Ihre Augen funkelten. Die Stirnadern liefen ihr auf, und ihr ganzes Gesicht war entstellt.

Da hielt ihr die Mutter geschwind einen Spiegel vor das Gesicht. Mathilde erschrak über ihre eigene Gestalt. Der Zorn verging ihr, und sie fing an zu weinen.

»Siehst Du nun,« sprach die Mutter, »was es Häßliches um den Zorn ist, und wie häßlich er das menschliche Angesicht macht! Wenn Du noch öfter so zornig wirst, so bleiben Dir diese häßlichen Mienen nach und nach, und alle Anmuth und Lieblichkeit wird aus Deinem Angesicht verschwinden.«

Mathilde nahm sich dieses zu Herzen, und gab sich alle Mühe, ihren Zorn zu überwinden. Sie wurde sehr sanftmüthig, und die Sanftmuth verschönernte noch ihr Angesicht.

Die Mutter sagte noch öfter: »Wie es mit dem

Zorn und der Sanfmuth ist, so ist es mit allen Lastern und Tugenden.

Das Antlitz ist der Seele Bild!
Das Laster macht es roh und wild,
Die Tugend lieblich, hold und mild.»

58. Der Zauberring.

Der Kaufmann William reisete über das Meer in einen fernen Welttheil, gelangte durch Fleiß und Geschicklichkeit zu einem großen Vermögen, und kehrte nach vielen Jahren in sein Vaterland zurück. Als das Schiff anlandete, hörte er, seine Anverwandten seyen eben bey einer fröhlichen Abendmahlzeit auf einem nahen Landhause versammelt. Er eilte sogleich dahin, und nahm sich in der Freude seines Herzens nicht einmahl Zeit, anstatt seines grauen Rockes, der von der Seereise ziemlich abgetragen war, ein besseres Kleid anzuziehen.

Allein da er in den hell erleuchteten Saal trat, zeigten seine Herrn Vettern und Frauen Basen wenig Freude, ihn wieder zu sehen; denn wegen seines dürftigen Anzuges meinten sie, er sey arm zurück gekommen.

Ein junger Mann, den er mitgebracht hatte, ward über die Anverwandten sehr aufgebracht und sagte: »Das sind schlechte Menschen, die ihren Freund nach so langer Zeit nicht einmahl freundlich grüßen.«

»Warte nur,« sagte der Kaufmann leise zu ihm, »sie werden bald andere Gesichter machen.« Er steckte einen Ring, den er bey sich trug, an den Finger — und sieh, da erheiterten sich schnell alle Gesichter, und jeder drängte sich zu dem lieben Herrn Vetter William. Der Eine drückte ihm die Hand, der An-

dere umarmte ihn, alle stritten sich darum, wer ihn in sein Haus aufnehmen und ihn bewirthen dürfe.

»Hat der Ring die Kraft, die Leute zu bezaubern?« fragte der erstaunte Schwarze. »O nein,« sagte William; »an dem funkelnden Diamantringe, der seine tausend Thaler werth ist, sehen sie bloß, daß ich reich bin, und der Reichthum geht ihnen über alles.«

»O ihr verblendeten Menschen,« rief jetzt der Mohr, »so hat Euch dann nicht der Ring, sondern der Geiz bezaubert. Kann man denn auch gelbes Erz und durchsichtige Kiesel höher schätzen, als einen so edlen Mann, wie mein Herr ist! Wahrlich:

Bey Narren nur kann Gold und Edelstein
Beliebter als die Tugend seyn.

59. Das neue Kleid.

Frau von Thalheim ließ ihrer Tochter auf das Weihnachtsfest ein neues Kleid von himmelblauem Atlas machen. Der Schneider brachte es noch spät am Weihnachtsabende. Fräulein Appolonie zog das Kleid sogleich an, um zu sehen, ob es recht gemacht sey. Es war zu ihrer großen Freude ihr wie angegossen.

Die Mutter sprach, indem sie das Geld zählte, zu Appolonie: »Es ist heute Abend sehr kalt! Bring dem geschickten Kleidermacher ein Gläschen von unserm guten Liqueur. Zünde aber ein Licht an; denn es ist bereits ziemlich dunkel, zumahl draußen im Kämmerchen.«

Appolonie ging, brachte eine gläserne Flasche, reichte dem Meister ein gefülltes Gläschen, und blieb voll Freundlichkeit vor ihm stehen, um ihm nochmahl einzuschenken. Der Mann nahm den Mund ziemlich

voll, sprudelte aber erschrocken sogleich alles wieder heraus.

Appolonie war zu bequem gewesen, ein Licht anzuzünden, und hatte anstatt der Flasche mit dem dunkelrothen Getränke die Lintenflasche erwischt. Ihr schönes himmelblaues Kleid war über und über so dicht mit großen und kleinen Lintenflecken besäet, daß es gar nicht mehr zu gebrauchen war. Das arme Mädchen weinte heiße Thränen; die Mutter aber sprach: »So geht's, wenn man nicht gehorsam ist; Du kannst nun morgen in Deinem alten Kleide zur Kirche gehen; und bevor ein Jahr vorüber ist, laß ich Dir kein neues mehr machen.«

Der Vater, der eben zur Thüre herein kam, machte über die Begebenheit noch eine besondere Anmerkung »Der Thor,« sagte er, »der die Finsterniß dem Lichte, und die Dummheit dem Verstande vorzieht, mag hier die Nichtigkeit des Spruches erkennen:

Fehlt es im Haus und Kopf' am Lichte,
So gibt's manch garstige Geschichte.«

60. Der Mantel.

Einige Soldaten kamen zur Zeit des Krieges in ein Dorf, und verlangten einen Wegweiser. Ein armer Tagwerker sollte mit ihnen gehen. Es war sehr kalt, und es schneyete und wehte entsetzlich. Er bath die Bauern flehentlich, ihm einen Mantel zu leihen. Allein sie gaben ihm kein Gehör. Nur ein fremder alter Mann, der durch den Krieg aus seiner Heimath vertrieben worden, und sich kümmerlich als Schmidknecht nährte, erbarmte sich des Tagwerkers und gab ihm seinen alten Mantel.

Die Soldaten zogen fort — und sieh', am spä-
ten Abende kam ein junger, schöner Officier in präch-

tiger Uniform und mit einem Ordenskreuz an der Brust in das Dorf geritten, und ließ sich zu dem alten Manne führen, der dem Wegweiser den Mantel gelehnt hatte. Der gutherzige Greis that, als er den Officier erblickte, einen lauten Schrey: »O Gott! das ist ja mein Sohn Rudolph!« rief er, eilte auf ihn zu, und umfaßte ihn mit beyden Armen.

Rudolph hatte vor mehreren Jahren Soldat werden müssen, und war wegen seiner vorzüglichen Geistesgaben, seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit Officier geworden. Er wußte nichts mehr von seinem Vater, der vormahls in einem angesehenen Marktsteden Schmidmeister gewesen; allein der Sohn hatte den alten Mantel erkannt, und aus der Erzählung des Wegweisers abgenommen, daß sein Vater nunmehr in diesem Dorfe sich aufhalte.

Vater und Sohn weinten vor Freude, und alle Leute, die umher standen, weinten mit. Rudolph blieb die ganze Nacht hindurch bey seinem Vater, unterredete sich mit ihm bis an den frühen Morgen, gab ihm, bevor er weiter ritt, viel Geld, und versprach, ferner für ihn zu sorgen.

Die Leute aber sagten: »Weil der alte Mann so barmherzig war, so hat sich Gott auch über ihn erbarmt, und ihn seinen Sohn wieder finden lassen, der ihn aus aller Noth errettet.«

Wer sich erbarmt der fremden Noth,
Den segnet stets der liebe Gott.

61. Die Schuhe.

Der arme Menrad hütete die Ziegen. Sein Lohn war aber so geringe, daß er sich nicht einmahl Schuhe anschaffen konnte. Es fro: ihn sehr an die Füße;

denn es war bereits spät im Herbst, und das Wetter sehr naß und kalt.«

Da kam ein Mann aus dem Gebüsch, der wegen des Diebstahls schon ein Paar Mahl in das Zuchthaus gesperrt worden. Der Mann sagte: »Mein Handwerk ist ziemlich einträglich. Geh zu mir in den Dienst, so laß ich Dir neue Schuhe machen. Dann darfst Du Dich nicht mehr so quälen und nicht mehr im Rothe barfuß gehen.«

Allein der Knabe antwortete: »Nein! Ich will lieber barfuß gehen und ehrlich bleiben, als mir durch Unrecht das reichlichste Auskommen erwerben. Denn es ist doch besser, sich die Füße mit Roth zu beschmugen, als die Hände mit schlechten Thaten zu bestrecken.«

Schandthaten wäscht der Rhein nicht ab,
Sie decket nicht einmahl das Grab.

62. Der Schuhnagel.

Der fleißige Nagelschmid Ohnerast saß den ganzen Tag in seiner Werkstätte und hämmerte darauf los, daß die Funken umher sprigten. Der Sohn seines reichen Nachbarn, des Herrn von Berg, kam täglich herüber und sah ihm oft Stunden lang zu.

»Lernen Sie zum Zeitvertreibe einmahl einen Nagel machen, junger Herr,« sagte einst der Nagelschmid; »denn wer weiß, wozu das einmahl gut ist.« Der müßige junge Herr ließ sich das gefallen. Er setzte sich lachend an den Amboß, und erwarb sich nach und nach die Fertigkeit, einen guten Schuhnagel zu machen.

Der junge Herr verlor nach einigen Jahren durch den Krieg seine Güter, und kam als ein armer Auswanderer in ein weit entferntes Dorf. In dem Dorfe waren viele Schuhmacher, die vieles Geld

für Schuhnägel in die Stadt trugen, und sie oft für ihr theueres Geld nicht zu bekommen wußten. Denn in der ganzen Gegend wurden viele tausend Schuhe für die Armee gemacht.

Der junge Herr von Berg, dem es sehr elend ging, besann sich nun, daß er die Kunst Schuhnägel zu machen, recht gut verstehe. Er erboth sich, den Schuhmachern Nägeln in Menge zu liefern, wenn sie ihm eine Werkstätte errichten wollten.

Dies thaten sie mit Vergnügen, und er nährte sich nun sehr reichlich.

»Es ist doch gut,« sagte er oft, »wenn man auch nur einen Schuhnagel machen kann. Das thut mir jetzt mehr Dienste, als mein Landgut, das mir nicht für hundert tausend Gulden feil gewesen wäre.«

Die kleinste Kunst, die man recht kann,
Ernähret sicher ihren Mann.

63. Das Strickkörbchen.

In einem Dorfe konnten die Mädchen nicht einmal stricken, und viele gingen barfuß. Der Herr des Dorfes gab nun wohl strenge Befehle, alle Schulkinder sollten bey der Schullehrerin das Stricken lernen. Allein es wollte nicht gehen. Einige schienen zu ungeschickt dazu; andere versäumten unter allerlei Vorwänden die Strickschule. Von zwanzig Mädchen lernte nur ein einziges hübsch und fertig stricken.

Der Schullehrer, der ein sehr verständiger und liebevoller Mann war, sagte: »Ich will es doch noch dahin bringen, daß sie alle gern stricken.« Er verfertigte aus Pappdeckel und schön gefärbtem Papier ein sehr niedliches Strickkörblein, und schenkte es der geschickten, kleinen Strickerin. Nun wollten alle Mädchen solche Körbchen haben. Allein der Schmid's Jugendsch. 9. Bd. Kl. Erzähl. II. Bd. 6

Lehrer sagte: »Sobald Ihr stricken Können, solltet Ihr die Körblein bekommen; denn jetzt nützen sie Euch zu nichts.«

Die Mädchen lernten nun mit großer Begierde stricken, und bald sah man ganze Scharen Mädchen mit ihren Strickkörbchen am Arm durch das Dorf ziehen, oder im Grünen beysammen sitzen und sehr geschickt stricken. Sie versahen nicht nur ihr Haus, sondern auch die Nachbarschaft mit ihren schönen Arbeiten, und verdienten in Stunden, die sie sonst müßig verplaudert hätten, mit leichter Mühe vieles Geld.

Was mannmahl Strafen nicht erzwingen,
Kann durch Belohnung leicht gelingen.

64. Die Strickarbeiten.

Die Schülerinnen einer Strickschule beschlossen, einen Theil ihrer vorräthigen Arbeiten zum Besten der Armen verkaufen zu lassen. Eine Handelsfrau in der Stadt, die einen großen Kaufladen hatte, erboth sich, es unentgeltlich zu thun.

Udelgunde, eine sehr eitle Schülerin, die sich für eine Meisterin in dem Perlenstricken hielt, dachte: »Nun kann ich es sicher und gewiß inne werden, wie hoch man meine Kunst schätze. Meine Mitschülerinnen beneiden mich nur; selbst die Lehrerin ist mir nicht sehr geneigt. Allein die Handelsfrau weiß nicht, von wem die Arbeiten sind, und sagt mir also gewiß die Wahrheit.«

Sie ging in den Laden hin, zeigte auf ein ganz hübsches Uhrbändchen, das eine Mitschülerin gestrickt hatte, und fragte, was es koste. »Dieses kann ich nicht anders lassen,« sagte die Frau, »als für sechs und dreyßig Kreuzer.«

»Und was kostet das hier?« fragte Udelgunde

weiter, und zeigte auf ein noch schöneres, von einer andern Mitschülerinn. »Das kostet acht und vierzig Kreuzer!« sagte die Frau.

»Wie hoch kommt aber dieses zu stehen?« fragte Adalgunde wieder, und zeigte auf eines, das sie selbst gestrickt hatte, und das sie für das allerschönste hielt. »Ach, das da!« sagte die Frau, »wenn sie die andern zwey nehmen, so schenke ich Ihnen das mit in den Kauf.«

Adalgunde konnte ihre Beschämung nicht verbergen; sie wurde glühend roth. Die Frau aber sagte: »Ich merke nun wohl, daß Sie selbst dieses Bändchen gemacht haben. Ich bedaure sehr, daß es nicht besser gerathen ist. Indessen kamen Sie doch wohl hierher, die Wahrheit inne zu werden, und die habe ich Ihnen aufrichtig gesagt.«

Die Eiteln lieben Schmeicheleyen,
Beschneid'ne kann nur Wahrheit freuen.

65. Das Garn.

Eva, eine Bauerntochter, hatte auf einem grünen, sonnichten Plätzchen ihres Baumgartens sehr feines Garn, das sie selbst gesponnen hatte, zum Bleichen ausgebreitet. Barbara, die Tochter des Nachbarn, kam öfter in den Garten herüber, zeigte an dem schönen Garn eine große Freude, und half Eren es begießen.

Eines Tages merkte Eva, daß einige Stücke des Garns fehlten. Sie hatte sogleich ihre Gespielin im Verdacht, lief zu ihr hinüber und schrie: »Barbara, Du hast mir mein Garn gestohlen! Kein fremder Mensch kam in den Garten, als Du. Sogleich gib es mir zurück!« Barbara betheuerte vergebens ihre Unschuld; sie wurde im ganzen Dorfe als eine Diebin verschrien.

Im nächsten Jahre wurde das alte Storchennest auf dem Kirchturme ausgebessert, und sieh, da fand man das Garn in dem Neste. Der Storch hatte es also gestohlen, und Barbara's Unschuld war am Tage. Eva bath sie mit weinenden Augen um Verzeihung. »Ach,« sagte sie, »ich habe mich arg betrogen. Es ist doch wahr:

»Der Argwohn ist ein Schelm, der leicht betriegt,
Wohl dem, der ihn sogleich besiegt.«

66. Die Kette.

Simon war ein unredlicher Bursche, und um nichts besser als ein Dieb. Er stahl zwar nicht gerade zu; allein wo er etwas fand, behielt er es für sich, wenn er gleich vermuthen konnte, wem es gehöre.

Eines Morgens ging er an der Schmiede vorbei. Nicht weit von der Thüre lag eine schöne, eiserne Kette auf dem gepflasterten Boden. Simon schaute erst sorgfältig umher, ob ihn Niemand sehe, und griff dann geschwind nach der Kette. Aber plötzlich that er einen entsetzlichen Schrey, und ließ die Kette wieder fallen. Die Kette war beynähe glühend heiß, und er hatte sich alle fünf Finger jämmerlich verbrannt.

Der Schmid, der die heiße Kette dahin gelegt hatte, damit sie sich abkühle, kam auf den Schrey zur Thüre heraus und sagte: »Es ist Dir recht geschehen, daß Du Dir Deine Diebsfinger verbrannt hast. Damit Dir nicht ein noch größeres Uebel widerfahre, so laß Dir's gesagt seyn:

»Die fremden Sachen rührt ein braver Mann
So wenig als ein glühend Eisen an.«

67. Der Strick.

Zwey Bettelknaben, Veit und Klaus, fanden auf der Landstraße einen alten Strick, und stritten und zankten sich darum, daß Berg und Thal widerhallten. Veit hielt den Strick an dem einen Ende, Klaus zog an dem andern Ende, und beyde Knaben wollten ihn mit aller Gewalt einander aus den Händen reißen. Auf einmahl brach der Strick, und Beyde fielen jämmerlich in den Koth.

Ein Mann, der herbey gekommen war, Friede zu machen, sagte: »So geht's den Zankfüchtigen! Ueber ein kleines, schlechtes Ding fangen sie einen großen Streit an, und was haben am Ende beyde Theile davon? Nichts, als daß sie sich mit Spott und Schande bedeckten, als wie Ihr Beyde jetzt mit Koth bedeckt seyd.

Seyd friedsam, denn es nimmt der Streit
Ein Ende, das Dich nicht erfreut.

68. Zweyerley Trinkgläser.

Ein Küfermeister aus der Stadt besserte einem Wirthe auf dem Lande einige Fässer aus. Nach vollbrachter Arbeit kam er in die Stube, und die Wirthinn brachte ihm einen Schoppen Wein.

»Nun, Frau Sonnenwirthinn, wie geht's?« fragte der Küfer. »Nicht zum Besten,« sagte die Wirthinn. »Die Leute aus der Stadt kehren fast alle bey unserm Nachbar, dem Sternwirth, ein; unsern Wein aber, der offenbar viel besser ist, verschmähen sie. Ich weiß gar nicht, woher das kommt.«

Der Küfer sprach: »Ich könnte es der Frau Wirthinn wohl sagen, wenn sie es mir nicht übel nehmen wollte.« »Ganz und gar nicht,« sagte die

Wirthinn; »ich sehe es vielmehr für ein Freundschaftsstück an.« — »Nun denn,« sprach der Küfer, »so muß ich schon heraus mit der Sprache.

»Der Sternwirth hat freylich keine so guten Weine; allein seine Gläser sind hell und rein, wie Krystall. Die Frau Sonnenwirthinn hat allerdings bessere Weine; allein die Gläser sind so unreinlich und von den Fliegen beschmugt — und der beste Wein aus einem schmutzigen Glase schmeckt nicht. Sorge die Frau Wirthinn dafür, daß die Gläser so rein seyen, als ihr Wein gut ist, und daß auch Fenster, Tische und Stubenboden sich zu den reinen Gläsern schicken, und die Gäste werden nicht ausbleiben.

Die Wirthinn nahm diese Worte zu Herzen. Es ging sogleich an ein Fegen und Putzen. Sie hielt von nun an auf Reinlichkeit, und bald konnte sie an manchem Tage die Gäste kaum mehr sehen. »Reinlichkeit geht doch über alles,« sagte sie oft zu ihren Kindern; »Unreinlichkeit hätte uns in das Verderben gebracht.«

Die holde Reinlichkeit gefällt,
Unreinlichkeit haßt alle Welt.

69. Die Suppe.

»Die Mittagsuppe ist doch gar zu mager,« sagte die kleine Gertrud, und legte den Löffel weg; ich mag nichts mehr davon.«

»Jetzt habe ich nicht Zeit, eine andere zu kochen,« sagte die Mutter; »ich will Dir aber eine bessere Abendsuppe vorsehen.«

Die Mutter ging hierauf mit Gertrud in den Krautgarten, grub Erdäpfel heraus, und Gertrud mußte, bis die Sonne unterging, die heraus gegrabenen Erdäpfel auflesen und in Säcke sammeln.

Nachdem sie heim gekommen waren, brachte die Mutter endlich die Abendsuppe. Gertrud verkostete sie und sagte: »Das ist freylich eine andere Suppe; die schmeckt besser!« Sie aß das ganze Schüsselchen voll aus.

Die Mutter aber lächelte und sprach: »Es ist eben die Suppe, die du heute Mittags stehen liehest. Jetzt schmeckt sie Dir aber besser, weil Du den Nachmittag fleißig gearbeitet hast.«

Wer seine Arbeit fleißig thut,
Dem schmeckt auch seine Suppe gut.

70. Die Milch.

Ferdinand, ein reicher Knabe aus der Stadt, spazierte an einem Frühlingstage auf einen benachbarten Bauernhof, ließ sich für sein Geld eine Schüssel Milch geben, setzte sich unter einen schattigen Baum in das Gras, brockte das Brot in die Milch, und aß nun nach Herzenslust.

Friedrich, ein armer Knabe, der vor Hunger und Elend sehr mager und blaß aussah, stand nicht weit von ihm, sah ihm traurig zu, und hätte gern auch etwas davon gehabt; allein er war zu bescheiden, darum zu bitten.

Dem reichen Ferdinand fiel es wohl ein, er solle dem armen Knaben etwas übrig lassen; er gab aber dieser guten Regung seines Herzens kein Gehör, und aß begierig fort. Als er nun die Milch bereits aufgezehrt hatte — sieh', da erblickte er einen Reim, der auf dem Boden der Schüssel geschrieben stand. Er las ihn mit Erröthen, und ließ nun sogleich die Schüssel noch einmahl füllen, und sich ein großes Stück Brot dazu geben. Dann rief er den armen Friedrich freundlich herben, brockte ihm das Brot selbst ein, sprach ihm liebevoll zu, es sich wohl schme-

cken zu lassen, und schenkte ihm noch dazu all sein Taschengeld.

»Den Spruch,« sagte Ferdinand, »der in dieser Schüssel steht, sollte man in alle Schüsseln vermöglicher Leute schreiben.« Der Spruch lautete aber so:

»Der Du des Armen kannst vergessen,
Verdienest nicht, Dich satt zu essen.«

71. Wasser und Brot.

Zur Zeit der Theurung kam Paul, ein armer Knabe aus dem Gebirge, herab in ein nahes Dorf, und flehte vor den Häusern vermöglicher Leute um Brot. Peter, ein reicher Bauerknabe, saß vor seiner Hausthür und hatte ein großes Stück Brot in der Hand. »Gib mir auch einen Bissen davon,« sagte der arme Paul; »mich hungert gar sehr!« Allein Peter sagte trozig: »Geh weiter, ich habe für Dich kein Brot.«

Ueber's Jahr kam Peter hinauf in das Gebirg, eine entlaufene Ziege zu suchen. Er irrte lange zwischen den Felsen umher. Die Sonne schien sehr heiß, und er verschmachtete beynah vor Durst; allein nirgend fand er eine Quelle. Endlich sah er im Schatten eines Baumes den armen Paul sitzen, der die Schafe hütete, und einen Wasserkrug neben sich stehen hatte. »Gib mir doch zu trinken,« sagte der reiche Peter; »mich durstet's gar sehr!« Allein Paul sagte sehr ernsthaft: »Geh weiter, ich habe für Dich kein Wasser.«

Da fing Peter an zu weinen, erkannte seinen Fehler und bath den armen Knaben um Vergebung. Paul reichte ihm den Krug, und sprach: »Ich bin nicht so hartherzig, Dir einen Trunk kalten Wassers zu versagen; ich wollte Dich nur zur Erkenntniß Dei-

nes Fehlers bringen! Trink und merke Dir künftig das Sprüchlein:

Willst Du der Hungrigen nicht achten,
So kannst Du einst vor Durst verschmachten!«

72. Die bezauberten Eyer.

Der Schultheiß des Dorfes kam Abends in die Wirthsstube, und ließ sich einen Krug Bier und ein Paar weichgesottene Eyer geben. Als er das eine Ey öffnete, fand er ein langes schwarzes Haar darin; so ging's auch mit dem andern Ey. Die Bauern in der Stube entsetzten sich und sagten, das geht nicht mit natürlichen Dingen zu.

Der Schultheiß lächelte, und fragte die Wirthinn, von wem sie die Eyer gekauft habe. »Von des Besenbinders kleinem Lucas!« sagte die Wirthinn. Der Schultheiß ließ ihn sogleich durch den Gerichtsdienner holen.

Als der Knabe in die Stube trat, sprach der Schultheiß zu ihm: »Du bist ein Dieb! Schon lange her wurden meiner Nachbarinn die Eyer aus den Hennen-Nesten gestohlen, und nie konnte sie den schlauen Dieb entdecken. Da rieth ich ihr, sie sollte jedes Ey mit einer kleinen Nadelspitze durchstechen, ein langes Kofshaar hineinschieben, und die so bezeichneten Eyer wieder in die Nester legen. Sie machte es so, und so hat es ein Haar an den Tag gebracht, daß Du der Eyerdieb seyest. Gerichtsdienner, weiset ihm sein Nachtquartier in dem Thurm an.«

So schlau sich der Betrug versteckt,
Durch's kleinste Ding wird er entdeckt.

73. Die gebratene Gans.

»Heute ist mein Nahmenstag,« sagte der kleine Martin zu seinen Geschwistern; »heute auf die Nacht Schmid's Jugendsch. 9. Bd. Kl. Erzähl. II. Bd. 7

bekommen wir eine gebratene Gans.« Sobald man das Licht anzündete, setzten sich die Kinder voll Freude um den gedeckten Tisch, und konnten den seltenen Braten kaum erwarten.

Endlich kam die Magd herein, sah nach der Gans, die in dem Ofen der Stube gebraten wurde, und sagte: »Vor einer halben Stunde kann man noch nicht essen.« Die Kinder fingen vor Ungeduld an zu weinen. Die Magd wollte eine List gebrauchen und sprach: »Draußen geht heute ein fürchterlicher Mann herum, Klauauf genannt, welcher ungehorsame Kinder in seinen Sack steckt. Wenn Ihr nicht schweigt, so geb' ich ihm die Gans.«

Die Kinder achteten wenig auf diese Rede und verlangten mit noch größerem Ungeßüm, man solle einmahl anrichten.« Nun machte die Magd das Fenster auf, both die Pfanne mit der Gans hinaus und sagte: »Da, Klauauf, hast Du die Gans.« »Ich danke,« rief draußen mit rauher Stimme ein Dieb, riß ihr die Pfanne sammt der Gans aus der Hand, und lief damit eilig davon.

Die Kinder schrieen jämmerlich zusammen, und auf ihr Geschrey kam die Mutter in die Stube. Als sie vernahm, was geschehen war, sagte sie: »Ihr, Kinder, seyd nun für Euer gewaltiges Wesen bestraft, und könnet nun anstatt des Bratens mit einer Suppe vorlieb nehmen.«

»Dir aber,« sprach sie zur Magd, »habe ich Deine albernen Mährchen schon so oft untersagt; ich werde Dir nun für Deine übel abgelaufene List Gans und Pfanne an Deinem Lohne abziehen.«

Wohl dem, der sanft und redlich ist,
Denn selten hilft Gewalt und List.

74. Das Morgengebeth.

Kunigunde, eine arme Witwe, bethete alle Tage, bevor sie sich an ihr Spinnrad setzte, in ihrem einsamen Stübchen ihr Morgengebeth mit großer Andacht, und las dann in ihrem Gebethbuche noch den Spruch, der auf den Tag traf.

Eines Tages traf es sich, daß der Spruch sie zu Werken der Wohlthätigkeit ermunterte. »Ja, mein Gott,« sagte sie, »wie könnte ich Andern Gutes thun? Ich habe von der Welt nichts, um mich zu ernähren, als mein Spinnrädlein, und damit erwerbe ich mir kaum das tägliche Brot. Der Winter ist vor der Thür und ich habe nicht einmahl das nöthige Holz. Die Finger sind mir in der kalten Stube jetzt schon steif, daß ich kaum mehr spinnen kann. Auch der Hauszins ist noch nicht ganz bezahlt. Ich werde wohl selbst wohlthätige Menschen um Almosen ansehen müssen.«

Sie sann indeß noch nach, was sie etwa Gutes thun könnte. Es fiel ihr ein, daß eine Jugendfreundin von ihr, die am andern Ende der Stadt wohne, und arm und alt war, krank liege. »Diese will ich heute besuchen,« sagte sie, »spinnen kann ich ja dort auch, und vielleicht kann ich ihr doch eines oder das andere tröstliche Wort sagen.«

Sie nahm ihr einziges Paar Aepfel, die sie unlängst geschenkt bekommen hatte, vom Kasten, um sie ihrer Freundin zu bringen, und machte sich mit ihrem Spinnrädlein auf den Weg.

Die Kranke hatte, als sie ihre alte Freundin erblickte, eine große Freude. »Denke nur, Kunigunde,« sagte sie, »ich habe kürzlich einige hundert Gulden geerbt. Wolltest Du nun zu mir ziehen, und mir abwarten? Du würdest doch Holzgeld und Hauszins ersparen, und Dein Spinnen und meine

Kleine Erbschaft würden wohl hinreichen, uns beyde zu ernähren.« Kunigunde nahm den Antrag voll Freude an, zog sogleich zu ihr, und konnte nun nach langer Zeit das erste Mahl wieder ruhig und sorgenfrey schlafen. Sie wiederholte das Sprüchlein, das ihr zu diesem Glücke verholfen hatte, sehr oft:

»Ihr Lieben, nur alltäglich
Ein gutes Werk vollbracht,
Das macht den Tag erträglich
Und eine gute Nacht.«

75. Das Abendgebeth.

Das fromme Fräulein von Wall lebte auf ihrem Landgute, eine Meile von der Stadt. Eines Abends, da sie schon im Bette lag, und wie gewöhnlich noch in einem Andachtsbuche las, kam eine Kutsche vor dem Hause angefahren. Das Fräulein wurde zu einer franken Freundin in die Stadt geholt, und fuhr mit ihrer Kammerjungfer und ihrem Bedienten auch eilends dahin ab.

Ein Dieb benützte diese Gelegenheit, stieg auf einer Leiter zum Fenster hinein in das Zimmer des Fräuleins, zündete vermittelst eines Feuerzeuges, das er bey sich trug, Licht an, und blickte nach Kostbarkeiten umher, um sie in seinen Quersack zu stecken.

Da sah er auf dem Nachttischlein neben dem Bette das offene Gebethbuch liegen, bey dem ein Leuchter mit der ausgelöschten Kerze stand. Er sah in das Buch hinein und las die Worte: »Lieber Gott! Möchte ich diesen Tag ohne Sünde zugebracht haben, wie sanft würde dann mein Schlaf seyn! Möchte ich mein ganzes übriges Leben ohne Sünde zubringen, wie würde dann selbst der Tod, der dem

Menschen so bitter ist, für mich nicht anders seyn, als ein sanfter Schlaf.»

Diese Worte gingen dem Diebe so zu Herzen, daß er alles liegen und stehen ließ, zum Fenster hinaus eilte, und von der Zeit niemahls mehr, auch nur eines Kreuzers werth, stahl. Auf seinem Sterbebette erzählte er die Geschichte seinen Kindern und ermahnte sie zum Gebeth.

Gebeth kann selbst das Herz des Sünders rühren,
Und ihn zurück auf Gottes Wege führen.

76. Die Mutterthräne.

Ein junges Fräulein bekam einen Brief, der sehr schmeichelhaft und verführerisch geschrieben war. Sie zeigte voll des kindlichsten Zutrauens den Brief ihrer Mutter. Die liebevoll besorgte Mutter las ihn, entfärbte sich, und ihre Thränen fielen auf das gefährliche Blatt.

Da rief das Fräulein: »O liebste Mutter, seyn Sie außer Sorgen! Ihre Thränen haben alle diese Schmeicheleien und Versprechungen, die in dem Briefe stehen, bis auf die letzte Sylbe ausgelöscht.«

Die Mutter umarmte ihre Tochter, und schenkte ihr einen Ring mit Diamanten, die heller funkelten, als Thautropfen im Sonnenglanze.

»So oft man Dir wieder solche Anträge macht,« sprach sie, »so sieh diese Steine an und denke, es seyen Thränen Deiner Mutter.«

Gedenke stets der Mutterzähren,
So wird kein Laster Dich entehren.

77. Die Hausmittel.

Heinrichs Aeltern waren sehr reich; sie gaben ihm daher alles, was er nur wünschte, und verzär-

telten ihn auf mancherley Weise. Sie starben aber sehr frühe, und Heinrich kam auf das Land zu dem Bruder seiner Mutter.

Hier wollte es ihm nun Anfangs gar nicht gefallen. In dem Hause seiner Aeltern ging er meistens müßig; hier mußte er fleißig arbeiten. Vorhin genoß er allerley köstliche Speisen; jetzt mußte er mit einer sehr einfachen Kost vorlieb nehmen. In der Stadt dauerten die lustigen Gesellschaften oft bis Mitternacht; hier auf dem Lande ging man nach vollendetem Tagewerke zu rechter Zeit schlafen.

Obwohl Heinrich dieß schwer angewöhnte, so sah er die guten Folgen dieser Lebensart doch bald ein. Er war vorhin fast beständig krank, hatte ein blaßes Aussehen, und mußte öfters Arzney nehmen. Nun wurde er aber gesund und kräftig, wie ein Baum, und frisch und roth, wie eine Rose. Da sagte er denn sehr oft: »Der Better hat doch Recht:

Arbeit, Mäßigkeit und Ruh,
Schließt dem Arzt die Thüre zu.«

78. Das Geburtstagesgeschenk.

Fräulein Cäcilie feyerte ihren vierzehnten Geburtstag. Vater, Mutter und Geschwister wünschten ihr Glück und beschenkten sie reichlich. Die Großmutter aber überreichte ihr einen Weilchenkranz, der mit einer Perlenschnur umwunden und mit einer Schleife von rosenfarbenem Bände geziert war.

»Meine liebe Enkelinn!« sagte sie gütig und mit gerührtem Herzen, »möchten die Perlen ein Sinnbild Deiner Tugenden, und die Weilchen ein Sinnbild Deiner Demuth werden.«

☞ Cäcilie warf aber einen verächtlichen Blick auf den Kranz und dachte bey sich: »Ich hätte von meiner Großmutter etwas Besseres erwartet, als Blu-

men, die man umsonst haben kann, und als solche Perlen, die lange nicht so hell glänzen, als die wohlfeilsten Glasperlen.

Sie nahm den Kranz, setzte ihn geschwind ihrem kleinen Schwesterchen auf und sagte mit boshaftem Lächeln: »Zulchen! Der blaue Kranz steht in Deinen gelben Haaren unvergleichlich schön. Ich wüßte nichts damit anzufangen; für ein Kind aber wie Du, ist es ein prächtiges Geschenk.«

Die Großmutter sprach: »Cäcilie hat Recht! Das Geschenk schickte sich besser für ein anspruchloses Kind, als für ein hochmüthiges, eigennütziges Fräulein. Die Perlen, die Cäcilie nicht kannte und sie deshalb verschenkte, sind echt, und kosteten mich bare hundert Thaler. Cäcilie, der dieses Geschenk zu schlecht war, hat sich für ihren Eigennutz und Stolz selbst bestraft. Du aber, gutes Zulchen, merke Dir das Sprüchlein, das hier auf dem rothen Bande mit goldenen Buchstaben gestickt und wohl mehr werth ist, als Gold und Perlen:

Sey stets an Perlen echter Tugend reich,
An Demuth holden Weilschen gleich.«

79. Die Namensunterschrift.

Leonore war eine sehr tugendhafte Jungfrau, fleißig und geschickt in allen häuslichen Arbeiten, auch schön von Angesicht. Ein vermöglicher, sehr rechtschaffener Handelsmann in dem Städtchen machte ihr, wiewohl sie arm war, den Antrag, sie zu heirathen. Sie war darüber sehr erfreut, und alle Gutgesinnten wünschten ihr Glück, einen so braven Mann zu bekommen. Mehrere Freunde des Bräutigams und der Braut kamen an einem bestimmten Tage zusammen. Der Ehevertrag wurde zu Papier gebracht und es fehlte nur mehr die Namensunter-

schrift der Braut. Allein da zeigte es sich, daß Leonore nicht schreiben konnte.»

Der Bräutigam erschrak sehr und sagte: »Das hätte ich nicht geglaubt, daß eine so hübsche wohlgefitete Jungfrau nicht schreiben könne. Allein, da ich öfter in Geschäften abwesend bin, so muß meine Ehefrau die abgegebenen Waaren in das Handlungsbuch eintragen oder auch eine Note dafür ausstellen können. Es kann, so leid es mir ist, nunmehr aus der Heirath nichts werden.« Alle Anwesenden gingen betrübt auseinander. Am betrübtesten war Leonore, die noch dazu schadenfrohen Menschen zum Gespötte wurde. Sie weinte manche heiße Thräne, daß sie das Schreiben nicht gelernt hatte, und sagte oft:

»Wer arm ist und nichts weiß und kann,
Ist leider doppelt schlimm daran.«

80. Der Reichthum.

Joachim hatte nur ein geringes Bauerngut, er lebte aber bey Arbeit, Gebeth und Sparsamkeit mit den Seinigen zufrieden, litt an nichts Mangel, und konnte noch jährlich eine kleine Summe Geld für seine Kinder zurück legen.

Eines Tages reinigte er den Schöpfbrunnen in seinem Hofe; da fand er tief unter Schlamm und Sand einen großen Kupferhafen voll Gold und Silber und glaubte, jetzt erst mit dem vielen Gelde ziehe er die wahre Glückseligkeit aus dem Brunnen herauf.

Er überließ nun den Feldbau seinen Knechten, Kleidete sich weit über seinen Stand, aß, was gut und theuer war, fing das Trinken und Spielen an, dachte nicht mehr an Gott und Ewigkeit, und hatte

in kurzer Zeit, anstatt der gefundenen Schätze, eine große Schuldenlast aufgehäuft.

Der übel angewandte Reichthum hatte ihn zum Bettler gemacht. Sein Bauerngütchen wurde zum Verkauf angebothen, seine Gesundheit war durch die verschwenderische Lebensart zerstört, jeder Funken von Gottesfurcht in seinem Herzen erloschen. Da ging er hin an eben den Brunnen, aus dem er den reichen Schatz heraufgezogen hatte, und stürzte sich verzweifelt hinunter.

Viel Geld scheint Dir das größte Glück auf Erden,
Und doch kann's Dir leicht zum Verderben werden.

81. Das wohlangewandte Geld.

Ein fleißiger Tischler, der sehr viel Geld verdiente, begnügte sich mit sehr einfacher Kost, kleidete sich und die Seinigen nur schlecht und recht, und vermied sorgfältig alle überflüssigen Ausgaben.

»Aber wo thut Ihr doch Euer übriges Geld hin, Meister Schreiner?« sagte einmahl sein Nachbar, ein Dreher. Der Schreiner sprach: »Ich zahle theils Schulden mit ab, theils lege ich es an den Zins.«
»Ey,« rief der Dreher, »Ihr scherzet! Ihr habt keine Schulden und auch kein Capital am Zins.«

»Es ist doch so,« sprach der Schreiner, »laßt Euch die Sache nur erklären. Seht, all das Geld, das meine guten Aeltern seit der Stunde, in der ich das Tageslicht das erste Mahl erblickte, auf mich verwendet haben, sehe ich als eine Schuld an, die ich zurückbezahlen muß; das Geld aber, das ich auf meine Kinder verwende, um sie etwas Rechtes lernen zu lassen, sehe ich als ein Capital an, daß sie mir dereinst, wenn ich alt bin, sammt den Zinsen zurück bezahlen werden.«

Wie meine Aeltern nichts sparten, mich gut zu

erziehen, so mache ich es auch mit meinen Kindern, und wie ich es für meine kindliche Schuldigkeit ansehe, die Wohlthaten meiner Aeltern zu ersetzen, so hoffe ich, auch meine Kinder werden diese ihre nähmliche Schuld an mich so sicher abtragen, als hätten sie mir Brief und Siegel darauf ausgestellt.»

Wie viel thun gute Aeltern für der Kinder Glück!
Ihr Kinder, zahlt es Ihnen treulich einst zurück!

82. Der Jahrmarkt.

Eine vermögliche Frau auf dem Lande, die keine Kinder hatte, wollte das fleißigste und sittsamste Mädchen aus ihrer Verwandtschaft in der Stadt an Kindesstatt annehmen. Da kam sie denn einmahl auf den Jahrmarkt in die Stadt, und sogleich fanden sich mehrere arme Mädchen bey ihr ein, sich ihr zu empfehlen. Alle behaupteten, mit ihr verwandt zu seyn. Die Frau ließ dieß gut seyn, und gab jedem der Mädchen Geld und sagte: Kauft Euch auf dem Markte selbst ein, was jeder das Liebste ist; dann kommt aber wieder zurück, und laßt mich sehen, was Ihr gekauft habt.»

Die Mädchen eilten fort, kamen voll Freuden zurück und brachten bunte Bänder, Schnüre glänzender Perlen, goldgestickte Haubenzeuge und ähnliche Puzwaaren; nur eine einzige aus ihnen, Namens Auguste, hatte nichts dergleichen, sondern eine schöne Kugel nebst einem Dukend Spindeln gekauft.

Die Frau nahm Augusten freundlich bey der Hand und sagte: »Du liebes Kind, bist die sittsamste und fleißigste aus allen. Die andern haben es durch ihr thörichtes Einkaufen nur zu deutlich gezeigt, daß ihnen an Puz und Eitelkeit mehr gelegen sey, als an Fleiß und Arbeitsamkeit. Du bist von nun an

meine Tochter, und fährst morgen mit mir auf
mein Landgut.«

Ein Herz, das sich zur Tugend neiget,
Den Edelmuth in allem zeigtet.

83. Die Masken.

Ein Edelmann gab einigen Gästen eine prächtige Abendmahlzeit. Während man an der Tafel saß, kamen zwey Masken in den Saal, die nicht größer waren, als Kinder von fünf bis sechs Jahren, und einen vornehmen Herrn und eine vornehme Frau vorstellten. Der Herr hatte ein scharlachrothes Kleid mit goldenen Borten an, seine große wollichte Perrücke war schneeweiß gepudert, und in der Hand hielt er einen bortirten Hut. Die Frau war in goldgelben Taffet mit silbernen Flittern gekleidet, und hatte ein niedliches Hütchen mit hohen Federn auf dem Kopf, und einen Fächer in der Hand. Beyde tanzten sehr zierlich und machten öfter sehr zierliche Sprünge. Jedermann sagte, man könne die Geschicklichkeit dieser artigen Kinder nicht genug bewundern.

Da nahm ein alter Officier, der mit zu Tische saß, einen Apfel von der Tafel und warf ihn zwischen das tanzende Paar. Plötzlich stürzten Herr und Dame auf den Apfel los, stritten und zerrten sich darum wie wüthend, rissen sich Masken und Kopfschuß ab — und anstatt des Paares geschickter Kinder kamen ein Paar garstiger Affen zum Vorschein. Alle an der Tafel erhoben ein lautes Gelächter; der alte Officier aber sprach sehr ernsthaft: »Affen und Narren mögen sich immerhin prächtig heraus putzen; es kommt doch bald an den Tag, wer sie sind.«

Was nützt ein prächtiges Gewand,
Fehlt Dir's an Tugend und Verstand.

84. Der Schatz im Walde.

Ambros besuchte in einem benachbarten Dorfe seine Großmutter und sie schenkte ihm einen Korb voll Äpfel. Wie er nun mit seinem Äpfelkorb auf dem Kopfe am späten Abende durch den dunklen Wald nach Hause ging, sah er unter einem alten Eichbaume etwas glänzen wie lauter Silber. »Das ist ein Schatz!« dachte er, schüttete die Äpfel auf die Erde, füllte den Korb mit den gefundenen Kostbarkeiten, und lief damit voll Freude nach Hause. Als er aber den Fund am nächsten Morgen beym Lichte der Sonne betrachtete, sah, da hatte er für seine schönen Äpfel, die in der vergangenen Nacht von den Wildschweinen aufgezehrt worden, nichts als faules Holz.

Es ist beym Strahl des rechten Lichts
Manch Erdenglück ein glänzend Nichts.

85. Der Hirtenknabe.

Ein fröhlicher Hirtenknabe hütete an einem heitern Frühlingsmorgen in einem blumigen Thale zwischen waldigten Bergen die Schafe, und sang und sprang vor Freude. Der Fürst jenes Landes, der in der Gegend jagte, sah ihn, rief ihn zu sich her, und sprach zu ihm: »Warum bist Du denn gar so lustig, lieber Kleiner?« Der Knabe kannte den Fürsten nicht und sagte: »Warum sollte ich nicht lustig seyn? Unser gnädigster Landesfürst ist nicht reicher als ich.« »So,« sprach der Fürst; »laß doch einmahl hören, was Du alles hast!«

Der Knabe sagte: Die Sonne an dem schönen blauen Himmel scheint für mich so freundlich, wie für den Fürsten, und Berg und Thal grünen und blühen für mich so schön, wie für ihn. Meine bey-

den Hände gäbe ich nicht für Hundert tausend Gulden, und meine beyden Augen wären mir um alle Kostbarkeiten in der fürstlichen Schatzkammer nicht feil. Ueberdies habe ich alles, was ich wünsche; denn ich wünsche nicht mehr, als ich nöthig habe. Ich esse mich täglich satt, habe Kleider mich ordentlich zu bedecken, und bekomme für meine Mühe und Arbeit jährlich so viel Geld, daß ich damit ausreiche. Und könnt Ihr sagen, daß der Fürst mehr habe?»

Der gütige Fürst lächelte, gab sich zu erkennen, und sprach: »Du hast Recht, guter Knabe, und kannst nun sagen, der Fürst selbst habe Dir Recht gegeben. Bleibe bey Deinem fröhlichen Sinn.«

Zufriedenheit macht froh und reich,
Und wohl dem größten König gleich.

86. Das geschickte Dienstmädchen.

Lenchen war sehr geschickt; sie bildete sich aber auf ihre Geschicklichkeit nicht wenig ein. Ihre Mutter verordnete sie zu einer Bäuerinn in den Dienst, und sagte beym Abschiede: »Bitte täglich Gott, daß Er Dir in Deinem Dienste Glück und Segen gebe.« Lenchen aber sagte: »Mir ist nicht bange; ich verlasse mich auf meine Geschicklichkeit.«

Sogleich am ersten Morgen sollte Lenchen einheizen, und bemühte sich eine halbe Stunde lang vergebens, Feuer zu schlagen; endlich lief sie zur Nachbarinn, Licht zu holen. Allein sie glitschte auf dem Eise und zerbrach die Laterne. Da bekam sie schon den ersten Verweis; indes entschuldigte sie sich damit, von dem Thauwetter sey der Zunder feucht geworden und auf der Straße Glatteis entstanden.

Hierauf mußte Lenchen in der Kammer unter dem Dache ein Körbchen voll Eyer holen. Wie sie

das Körbchen nehmen wollte, sprang eine Maus, die dahinter versteckt saß, plötzlich hervor, und Lenchen erschrak so sehr, daß ihr das Körbchen aus der Hand fiel und die Eier zerbrachen. Die Bäuerinn, die noch wegen der Laterne zornig war, achtete wenig auf Lenchens Entschuldigung, und gab ihr einen noch schärferen Verweis.

Ueber eine Weile wollte Lenchen mit einem irdenen Topfe voll Milch, den sie sehr vorsichtig auf dem Kopfe trug, zur Hausthür hinein gehen. Allein ein Eiszapfen fiel vom Dache in den Topf und schlug ihm den Boden aus. Als Lenchen, ganz mit Milch übergossen, in die Stube trat, ward die Bäuerinn so aufgebracht, daß sie Lenchen gar nicht zum Worte kommen ließ, und sie als ein ungeschicktes, tölpisches Mädchen fortschickte.

Lenchen kam beschämt und mit verweinten Augen nach Hause, und die Mutter sagte: »Siehst Du nun, wie nöthig es sey, um Gottes Segen zu bitten! Tausend kleine Umstände sind nicht in unserer Gewalt, und nur Er kann sie so lenken, daß sie uns unschädlich oder gar nützlich werden.«

Der Mensch bringt ohne Gottes Segen Nicht das geringste Werk zuwege.

87. Der wohlthätige Gärtner.

Ein alter, freundlicher Gärtner war sehr wohlthätig gegen die Armen. Manches Stück Geld, für das er sich ein schöneres Kleid, zierlicheres Hausgeräth oder irgend ein Vergnügen hätte verschaffen können, gab er den Nothleidenden, die ihn um Hilfe ansprachen. Dabey sagte er gewöhnlich: »Je nun, ich muß wieder ein Aepfelein über den Zaun werfen!«

Man fragte ihn einmahl, was er mit den sonderbaren Worten sagen wolle. Da erzählte der Gärt-

ner: »Ich rief einst einige Kinder in meinen Baumgarten, erlaubte ihnen von dem Obste, das unter den Bäumen lag, so viel zu essen, als sie wollten, verboth ihnen aber, etwas davon in die Tasche zu schieben, und mit sich zu nehmen. Ein Knabe war jedoch so listig, und warf einige der schönsten Äpfel über den Zaun, um sie dann draußen wieder zu finden.«

»Der Knabe handelte allerdings sehr schlecht, und ich ließ ihn deshalb nie mehr in meinen Garten. Allein wie die Biene aus mancher giftigen Blume Honig zieht, so lernte ich aus dieser bösen That etwas Gutes.«

»Sieh, fiel mir ein, es ist mit uns Menschen in der Welt, wie mit den Kindern in diesem Garten. Wir dürfen die Güter dieser Welt zwar gebrauchen, aber nichts davon mitnehmen. Was wir aber davon den Armen geben, das werfen wir gleichsam über den Gartenzaun, und wir werden es einmahl jenseits des Zaunes — in der Ewigkeit — wieder finden.«

Was wir dahier den Armen geben,
Bleibt aufbewahrt für jenes Leben.

88. Der Gartendieb.

Kolumban war ein ausgemachter Gartendieb. Einmahl in einer finstern stürmischen Herbstnacht, da alles im Dorfe bereits in tiefem Schlafe lag, schlich er in den Schloßgarten. An dem Schlosse war ein prächtiger Weinstock aufgezogen, an dem ganz oben noch sehr viele vorzüglich schöne Trauben hingen. Kolumban kletterte an dem Geländer wie an einer Leiter hinauf, schnitt mit seinem Messer die Trauben ab, und legte sie in den Tragkorb, den er sich auf den Rücken geschnallt hatte. Es freute ihn sehr, als

er fühlte, wie die Last des gestohlenen Gutes immer schwerer und schwerer wurde. Allein, da der Korb bereits voll war, brach von der zu schweren Last plötzlich die Latte, auf der Kolumban stand. Er stürzte herab, fiel in das Messer, und versetzte sich einen tödtlichen Strich.

Vor fremdem Gut bewahr' die Hände,
Sonst nimmt's einmahl ein schlimmes Ende.

89. Der Hausdieb.

Melcher war ein Tagwerker, der in einem Seitengäßchen, nicht weit vom Posthause, wohnte, da er sich sehr gut auf das Rutschiren verstand; so nahm ihn der Postmeister zum Postknechte an. Allein bald wurde Melcher bey seinem Herrn verklagt, daß er ihm Hafer stehle. Erst gestern Nacht, hieß es, habe er sich heimlich mit einem Sack voll Hafer nach Hause geschlichen.

Der Postmeister ging sogleich in Melchers Haus, und stellte ihn zur Rede. »Herr,« sprach Melcher, »durchsucht mein ganzes Haus; wenn Ihr ein Körnlein Hafer findet, so will ich meinen Dienst verlieren.« Der Postmeister suchte, von Melcher begleitet, auf dem Dachboden und in allen Kammern nach, und fand nichts.

Als Beyde wieder in Melchers Stube traten, sagte Melcher: »Dem Herrn Postmeister kann ich es nicht verdenken, daß er die Sache untersuchte; aber die falschen Leute, die mich verleumdeten, müssen mir meine Ehre wieder geben.« Dabey schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Stube zitterte. Aber sieh, plötzlich fing es an, Haferkörner auf den Tisch herab zu regnen.

Melcher hatte den gestohlenen Hafer zwischen den Brettern der Stubendecke und des Dachbodens

versteckt. Eine Maus hatte die Stubendecke durchnagt, und auf den Faustschlag waren die Körner durch das Loch herab gefallen. Welcher wurde todttenblaß, konnte den Diebstahl nicht mehr läugnen, und mußte den gelben Rock für immer ausziehen. Da entstand das Sprichwort:

»Sey noch so schlau bey bösen Thaten,
Ein Mäuslein kann die List verrathen.«

90 Der junge Fischdieb.

Dionis, ein sehr leichtsinniger Knabe, schlich sich zur wohlgefüllten Fischgrube nächst dem Dorfe, um einen Fisch zu stehlen. Er griff mit dem Arme, so tief er konnte, in das Wasser, und wüthete lange darin herum. »Ha,« sagte er, »endlich habe ich einmahl einen herrlichen Fisch; es ist, glaube ich, gar ein Aal.« Er zog den Arm heraus, und sieh, da wand sich eine gräuliche Wasser Schlange in seiner Hand. Er that vor Entsetzen einen Schrey, warf die Schlange augenblicklich wieder in das Wasser, und wollte entfliehen. Indem er sich aber umwandte, hatte er einen neuen Schrecken, denn der alte Fischer Jacob stand vor ihm. »Dieses Mahl will ich Dich mit dem doppelten Schrecken davon kommen lassen,« sagte der Fischer. »Merke Dir aber Dein Leben lang die gute Lehre eines alten Mannes. Habe immer einen solchen Abscheu vor ungerechtem Gute, wie vor einem giftigen Thiere. Der gestohlene Fisch wird in der Hand des Diebes alle Mahl zur Schlange. Denn:

Was wir mit Unrecht uns erwerben,
Vereicht uns immer zum Verderben.«

91. Der Räuber.

Ein Räuber stand mit geladener Flinte im Gebüſche, und lauerte auf einen reichen Kornhändler. Der Kornhändler kam, und hatte einen ſchweren Geldgurt um den Leib. Der Räuber ſpannte den Hahn, und ließ ſich, um ſicher zu zielen, auf ein Knie nieder. Allein er kniete auf eine Schlange, die im dürren Laube verſteckt war. Die ergrimimte Schlange fuhr auf, fiel ihn wüthend an, und der Schuß ging fehl. Auf den Schuß und das Jammergeſchrey des Räubers ſprang der Kornhändler herbey. Da ſah er mit Entſetzen, wie der unglückſelige Menſch auf dem Boden lag, wie die Schlange ſich ihm um Arm und Hals gewickelt hatte, und ihn mit giftigen Biſſen tödtete. »Ach,« ſeufzte der Sterbende, indem er den Kornhändler erblickte, »mir geſchieht es recht! In eben dem Augenblicke, da ich Dir das Leben rauben wollte, komme ich ſelbſt darum.«

Oft trifft den frechen Böſewicht
Gleich auf der That ſein Strafgericht.

92. Der Horcher.

Anſelm hatte den Fehler, daß er gern horchte. Der Vater warnte ihn oft, allein es half nichts. Eines Abends kam ein Bürger aus der Stadt zu dem Vater in den Garten, und ſagte, er habe einiges in Geheim mit ihm zu reden. Der Vater ging mit ihm in das Gartenhaus und machte die Thür zu.

Anſelm ſchlich ſogleich herbey, und hielt das Ohr an ein kleines Aſtloch, das in der Thür war. Allein auf einmahl ward es ihm ganz wunderbarlich in

seinem Ohr. Es war ihm, als kriechen und krabbelte etwas darin herum. Bald aber empfand er so entsetzliche Schmerzen, daß er laut schreyen mußte und fast rasend wurde.

Der Vater kam mit dem Bürger erschrocken aus dem Gartenhause. Man ließ einen Arzt holen. Dieser spritzte mit einer kleinen Spritze dem Anselm in das Ohr. Endlich kroch ein Ohrwurm aus dem Ohr hervor. Der Wurm, der in dem Astloche gesteckt hatte, war dem Anselm in das Ohr gekrochen.

»Bist Du nun für Dein Hörschen bestraft?« sagte der Vater. »Laß es Dir künftig zur Warnung seyn! Manchem Hörcher sind schon viel schlimmere Würmer, als ein Ohrwurm, in das Ohr, ja in Hirn und Herz gekrochen; ich meine Mißverständniß und Verdacht, Haß und Feindschaft.«

Wächst, freche Hörcher abzuschrecken,
In jeder Ris' ein Ohrwurm stecken.

93. Die Näscherinn.

Margarethens Mutter hatte einst in der Küche beyde Hände voll Arbeit und rief: »Gretchen, hol mir geschwind eine Citrone; da ist der Schlüssel zum Speisegewölbe!«

Als Margaretha in das Speisegewölbe kam, schaute sie begierig umher, ob es nichts zum Naschen gebe. Da erblickte sie oben auf einem Brete den Honigtopf. Sie streckte sich, so sehr sie konnte, den Kopf zu erreichen, und dupfte mit ausgestrecktem Zeigefinger hinein, um Honig zu schlecken.

Allein, plötzlich zwickte etwas sie ganz entschuldig in den Finger, und als sie schreyend und weinend die Hand herauszog, hing ein großer Krebs daran, der den Finger mit seiner Schere gepackt hatte, und gar nicht mehr los lassen wollte.

Die Mutter hatte nämlich den Honig vor ein Paar Tagen verkauft, und weil der Topf eben leer stand, einige Krebse darin aufbewahrt, und Gretchen hatte daon nichts gewußt.

Auf ihr Geschrey sprangen alle Leute im Hause dem Speisegewölbe zu. Das naschhafte Mädchen trug nicht nur einen blutigen Finger davon; sie schämte sich auch entsetzlich, da ihre Naschhaftigkeit an den Tag gekommen war.

Vor Nascherey nimm Dich in Acht,
Sie hat schon Manchem Leid gebracht.

94. Die guten Nachbarn.

Das Knäblein des Müllers im Dorfe wagte sich zu nahe an den Bach. Es fiel hinein und wäre bald ertrunken. Allein der Schmid, der jenseits des Baches wohnte, sah es, sprang sogleich in das Wasser, zog das Kind heraus, und brachte es dem Vater.

Ein Jahr darauf kam zu Nacht in der Schmiede Feuer aus. Das Haus stand schon beynabe ganz in Flammen, ehe der Schmid es merkte. Er rettete sich mit Weib und Kindern. Nur sein kleinstes Töchterlein hatte man im ersten Schrecken vergessen.

Das Kind fing in dem brennenden Hause an zu schreyen; allein kein Mensch wollte sich hinein wagen. Da kam plötzlich der Müller, sprang in die Flammen, brachte das Kind glücklich heraus, gab es dem Schmid in die Arme und sagte:

»Gott sey gelobt, daß Er mir Gelegenheit gab, Euch Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ihr habt meinen Sohn aus dem Wasser gezogen, und ich habe mit Gottes Hilfe Eure Tochter aus dem Feuer errettet.«

Dem, der sich andern hilfreich zeigt,
Sind sie zu helfen auch geneigt!

95. Der Hufschmid.

Ein fremder Herr kam in einer schönen Kutsche, an der aber eine eiserne Stange zerbrochen war, in ein abgelegenes Dorf. Der Wirth sagte: »Unser Schmid ist sehr geschickt. Er ist zugleich ein gelernter Vieharzt; ja sogar die Leute im Dorfe lassen sich von ihm curiren.«

Der Herr fuhr vor die Schmiede, und nachdem die Stange gemacht war, sagte er zum Schmid: »Ihr habt meine Kutsche trefflich hergestellt; wollt Ihr nicht auch meine goldene Repetiruhr hier ein wenig ausbessern?

Der Schmid sah den Herrn verwundert an, und die Leute, deren eine ganze Schar zusammen gelaufen war, lachten den Herrn aus, und ließen sich es deutlich merken, daß sie ihn für einen sehr dummen Menschen ansahen.

Der Herr aber sprach: »Ich bin lange nicht so dumm, als Ihr. So wenig der geschickteste Hufschmid die Sackuhr hier ausbessern kann, so wenig kann der gelehrteste Vieharzt einen Menschen curiren.«

Den rechten Arzt, nicht Pfuscher brauchet, seyd Ihr krank, Wollt Ihr statt Arzeneey nicht einen Todestrank.

96. Der Gefangene.

Ritter Ubelstan wurde von seinen Feinden gefangen, und in ein fürchterliches Gefängniß geworfen, wohin weder Sonne noch Mond schien. Er wurde mit schweren Ketten gefesselt, und das kleine Fenster seines Kerkers war mit dicken, eisernen Stangen verwahrt. Vergebens suchte er sich von seinen Fesseln los zu machen; vergebens durch das eiserne Gitter zu entinnen. Er gab alle Hoffnung auf, jemahls

aus seiner traurigen Gefangenschaft befreit zu werden. Was ihm aber, da er bisher in Ueberfluß gelebt hatte, noch besonders schwer fiel, war die schlechte Kost, die ihm gereicht wurde. Man gab ihm nichts zu essen, als täglich ein wenig schwarzes Brot und nichts zu trinken, als Wasser. Er benetzte oft sein Stücklein Brot mit Thränen, und sank dann hungrig auf sein Lager von Stroh.

Allein eben diese schlechte Kost diente gegen den Willen seiner Feinde ihm zu seiner Befreyung. Er wurde sehr mager, und nun streifte er mit leichter Mühe seine Fesseln ab, und schlüpfte bey Nacht zwischen den eisernen Stangen seines Fensters ohne große Anstrengung hinaus. Er lief die ganze Nacht, so eilig er konnte, seiner Heimath zu, und als er bey aufgehender Sonne sein Schloß erblickte und sich in Sicherheit sah, fiel er auf seine Kniee nieder und rief: »O Gott! wie dank' ich Dir! Was mir ein Unglück schien, ist gerade mein Glück. Hätte man mir eine bessere Kost gereicht, so hätte mein Auge Deine liebe Sonne und meine geliebte Heimath nie mehr gesehen, und ich hätte mein ganzes Leben in jenem schauerlichen Kerker zubringen müssen.

Was uns auch für ein Leiden drückt,
Es dienet stets zu unserm Glücke.

97. Der Blinde.

Ein Mann, der etwas schwach am Verstande war, hatte noch überdieß das Unglück, nach und nach das Augenlicht zu verlieren. Da sprach er denn in seiner Einfalt: »Ich weiß gar nicht, was es mit der Sonne ist; mit jedem Tage scheint sie trüber. Sie steht so traurig am Himmel, wie ein blasser Mond.«

Nach einiger Zeit, da seine Augen noch mehr zerrüttet waren, sagte er: »Es ist schrecklich anzusehen; aber es ist doch nicht anders! Die Sonne leuchtet nur mehr mit dunkeln, schauerlich rothen Strahlen, und alles, was ich um mich her erblicke, jedes Baumbblatt und jede Blume, hat die natürliche schöne Farbe verloren, und sieht so grau aus, wie Asche, oder gar schwarz wie Kohlen.«

Als der Mann endlich ganz blind war, rief er: »Nun ist die Sonne gar verlofchen, und jetzt zur Mittagstunde ist es so finster, als sonst um Mitternacht.« Die Leute versicherten ihn zwar, die Sonne scheine hell und freundlich in das Döhrlein herein. Er aber glaubte es nicht und blieb darauf: »Es gibt keine Sonne mehr, und dicke Nacht bedeckt die Erde.« Es fiel ihm nicht ein, den Fehler in seinen zerrütteten Augen zu suchen.

»So wie diesem Blinden,« sagt ein weiser, frommer Mann, »geht es dem bösen Menschen mit dem Glauben an Gott und göttliche Dinge. Indem ihn sein verfinstertester Sinn durchaus nichts Göttliches mehr wahrnehmen läßt, erlischt in ihm dieser tröstliche Glauben.«

Gott, gib uns helle Augen,
Die Dich zu sehen taugen!

98. Der Taube.

Ein Seeofficier brachte von einer weitentlegenen Insel einen jungen Wilden mit, der unterwegs durch eine Krankheit das Gehör gänzlich verloren hatte. Eines Abends kamen bey einem Officier einige Freunde zusammen, und unterhielten sich mit Musik. Der Jüngling, der von musikalischen Instrumenten keinen Begriff hatte, sah zu, wie der Claviermeister, die Flötenspieler, die Geiger und der Mann an der

Wasgeige so emsig beschäftigt waren, und fing über die seltsamen Bewegungen an, laut zu lachen. »Das sind tolle Leute,« sagte er, »ich kann mir gar keine unnützer Arbeit denken. Dabey, Ihr Herren, kommt doch gar nichts heraus.«

Der Jüngling erlangte indeß durch die Kunst eines geschickten Arztes sein Gehör wieder. Allein wie erstaunte er, als er nun in das Musikzimmer kam und bemerkte, wie jede Bewegung der Finger, jeder Hauch des Mundes, jeder Strich des Bogens seine Bedeutung habe, und die lieblichsten Töne hervorbringe. »O wie toll war ich,« rief er, »daß ich diese Künstler verlachte! Welche Lust, welches Vergnügen wissen sie durch ihre Kunst zu bewirken!«

»Gleich diesem Wilden,« sprach der Officier, »urtheilen wir oft über die Wege der göttlichen Vorsehung, weil wir nicht genau wissen, wozu Gott dieses und jenes geschehen läßt. Werden wir dieses einst inne, so werden wir finden, daß alles übereinstimmend sey, wie die herrlichste Musik.

Was uns geschieht, im Großen und im Kleinen,
Weiß Gott zum schönsten Ziele zu vereinen.

99. Der Mohr.

Ein alter Mohr kam am späten Abende vor das Haus eines Kaufmanns, und sagte mit flehender Stimme: »Der Herr, dem ich zwanzig Jahre treulich gedient habe, hat mich fortgeschickt, weil ich alt bin und nicht mehr arbeiten kann. Nun muß ich ohne Obdach umher irren, und mein Stücklein Brot vor den Thüren gutherziger Menschen betteln. Erbarme Euch doch meiner, gebt mir einen Bissen Brot, und behaltet mich über Nacht.«

Der Kaufmann, seine Frau und seine Kinder hatten mit dem armen, schwarzen Manne großes

Mitleid. Das kleine Pottchen sagte jedoch: »Wenn er nur nicht so schwarz aussähe! Ich fürchte mich fast vor ihm. Auch darf man ihm kein Bett geben; er würde es ruhig machen.« Pottchens Geschwister lachten. Der Vater aber belehrte das Kind, und rief den Mohren herein, ließ ihm zu essen geben, und ihm eine Schlafkammer anweisen.

Um Mitternacht war der Mohr von einem leisen Geräusch aufgeweckt, und sieh — zwey Räuber stiegen zum Kammerfenster herein, und ihre Schwerter blinkten im Mondlichte. Der Mohr sprang auf, und schrie mit tiefer, fürchterlicher Stimme: »Was wollt Ihr?« Die Räuber erschrakten über die schwarze Gestalt, glaubten den bösen Geist zu sehen, und sprangen eilends zum Fenster hinaus. Sie beschädigten sich aber auf dem Steinpflaster so arg, daß sie nicht weiter konnten, eingefangen und für ihre bösen Thaten bestraft wurden.

Zu dem Mohren aber sprach der Kaufmann: »Du sollst nun für immer in meinem Hause bleiben und Deine alten Tage bey uns in Ruhe zubringen. Denn für die kleine Wohlthat, die wir Dir erwiesen, hast Du uns eine sehr große erzeigt. Ja, Gott hat unsere Gastfreundlichkeit gegen Dich reichlich belohnt, und Dich, Du guter, schwarzer Mann, zu unserm Schutzengel ausersehen, uns und das Unfrige gegen Mord und Raub zu beschützen.«

Wer Dürftigen mit Freundlichkeit begegnet,
Der wird vom Höchsten wiederum gesegnet.

100. Das bessere Land.

Ein Vater und eine Mutter lebten mit ihren zwey Kindern auf einer rauhen Insel des weiten Weltmeeres, wohin sie durch Schiffbruch gerathen
Schmid's Jugendsch. 9. Bd. Kl. Erzähl. II. Bd. 9

waren. Wurzel und Kräuter dienten ihnen zur Nahrung, eine Quelle war ihr Trank, und eine Felsenhöhle ihre Wohnung.

Die Kinder konnten sich's nicht mehr denken, wie sie auf die Insel gekommen; sie wußten nichts mehr von dem festen Lande, und Brot, Milch, Obst und was es dort sonst noch Köstliches gibt, waren ihnen unbekannte Dinge.

Da landeten eines Tages in einem kleinen Schiffelein vier Mohren an der Insel. Die Aeltern hatten eine große Freude, und hofften nun von ihren Leiden erlöset zu werden. Das Schiffelein war aber zu klein, alle zugleich auf das feste Land hinüber zu bringen, und der Vater wollte die Fahrt zuerst wagen.

Mutter und Kinder weinten, als er in das schwache, breitere Fahrzeug stieg, und die vier schwarzen Männer ihn forsführen wollten. Er aber sagte: »Weinet nicht! D'rüben ist es ja besser, und Ihr alle kommt ja bald nach!«

Als das Schiffelein wieder kam, und die Mutter abholte, weinten die Kinder noch mehr. Aber auch sie sagte: »Weinet nicht! In dem bessern Lande sehen wir uns alle wieder.«

Endlich kam das Schiffelein, die zwey Kinder abzuholen. Sie fürchteten sich sehr vor den schwarzen Männern, und zitterten vor dem furchtbaren Meere, über das sie hinüber sollten. Unter Furcht und Zittern näherten sie sich dem Lande.

Aber wie freuten sie sich, als ihre Aeltern am Ufer standen, ihnen die Hände boten, sie in den Schatten hoher Palmbäume führten, und auf dem blumigen Rasen sie mit Milch, Honig und köstlichen Früchten bewirtheten. »O wie thöricht war unsere Furcht!« sagten die Kinder, »nicht fürchten, sondern

freuen hätten wir uns sollen, als die schwarzen Männer kamen, uns in das bessere Land abzuholen.«

»Liebe Kinder,« sprach der Vater, »unsere Ueberfahrt von jenem wüsten in dieses schöne Land hat für uns noch eine höhere Bedeutung. Es steht uns allen noch eine weitere Reise, aber in ein noch viel schöneres Land bevor. Die ganze Erde, auf der wir wohnen, gleicht einer Insel; das herrliche Land hier ist für uns ein — wiewohl nur schwaches — Bild des Himmels, die Ueberfahrt dahin über das stürmende Meer ist der Tod. Jenes Schifflein erinnert an die Bahre, in der vier schwarze Männer uns einst forttragen werden. Aber wenn einst die Stunde schlägt, da ich, Eure Mutter, oder Ihr fort müßet, so erschreckt nicht. Der Tod ist für gute Menschen nichts, als eine Ueberfahrt in's bessere Land.«

Das glückliche Ufer, wir grüßen es bald,
Und dann sind die Wetter und Stürme verhallt.

I n h a l t.

	Seite
Vorerinnerung	1
1. Das bethehende Kind	3
2. Das junge Apfelbäumchen	4
3. Der große Birnbaum	5
4. Die Erdbeeren	6
5. Die Kirschen	8
6. Die Pflaumen	9
7. Die Weintrauben	10
8. Die Kassanien	11
9. Der Apfel	12
10. Die goldenen Nüsse	13
11. Die Nusschale	14
12. Das Rosenstöckchen	15
13. Die Rose	16
14. Die Lilie	16
15. Die Nelke	18
16. Die Mayblümchen	—
17. Die Veilchen	20
18. Das Bergfameinnicht	—
19. Die Resede	21
20. Das Blumenkörbchen	22
21. Der Blumenkranz	23
22. Die schöne Purpurfrucht	—
23. Der Goldstrauch	24
24. Das Mohnkörnlein	25
25. Die Kürbisse	26
26. Der Kohl	27
27. Reis und Stroh	28
28. Der Splitter	29

	Seite
29. Der schöne Sichbaum	30
30. Die Rosen und die Bienen	31
31. Der Haushahn	32
32. Die Henne	33
33. Die Tauben	34
34. Die Schwalben	35
35. Die Spazier	36
36. Die Emmerlinge	—
37. Die Meise	37
38. Der Guckguck	38
39. Das Repphühnerneft	39
40. Der Papagey	40
41. Das schöne Reittperd	41
42. Das Füllen	42
43. Die Kuh	43
44. Die Ruhfchelle	44
45. Der Ziegenbock	45
46. Der Hirsch	47
47. Die Karpfen	48
48. Die Eidechse	49
49. Die Sonne	50
50. Der Mond	51
51. Der schöne Stern	52
52. Das Donnerwetter	—
53. Das Regenbogenschüffelein	54
54. Die vier Elemente	55
55. Die Perlenfchnur	56
56. Der Taffet	57
57. Der Spiegel	59
58. Der Zauberring	60
59. Das neue Kleid	61
60. Der Mantel	62
61. Die Schuhe	63
62. Der Schuhnagel	64
63. Das Strickkörbchen	65
64. Die Strickarbeiten	66
65. Das Garn	67
66. Die Kette	68
67. Der Strick	69
68. Zwoyerley Trinkgläfer	—

	Seite
69. Die Suppe	70
70. Die Milch	71
71. Wasser und Brot	72
72. Die bezauberten Eyer	73
73. Die gebratene Gans	—
74. Das Morgengebeth	75
75. Das Abendgebeth	76
76. Die Mutterthräne	77
77. Die Hausmittel	—
78. Das Geburtstagsgeschenk	78
79. Die Namensunterschrift	79
80. Der Reichthum	80
81. Das wohlangewandte Gold	81
82. Der Jahrmarkt	82
83. Die Masken	83
84. Der Schatz im Walde	84
85. Der Hirtenknabe	—
86. Das geschickte Dienstmädchen	85
87. Der wohlthätige Gärtner	86
88. Der Gartendieb	87
89. Der Hausdieb	88
90. Der junge Fischdieb	89
91. Der Räuber	90
92. Der Horcher	—
93. Die Näscherinn	91
94. Die guten Nachbarn	92
95. Der Hufschmid	93
96. Der Gefangene	—
97. Der Blinde	94
98. Der Taube	95
99. Der Mohr	96
100. Das bessere Land	97

